

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-338621](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338621)

Die gewöhnliche Zeitrechnung für 1846.

Im gregorianischen Kalender.

Die goldene Zahl 4. Die Epacten III. Sonnenzirkel 7. Der Römer Zinszahl 4. Der Sonntags-Buchstabe D. Septuages. 8. Februar. Ascher-mittwoch 25. Febr. Ostersonntag 12. April.

Himmelfahrt Christi 21. Mai. Pfingstfest 31. Mai. Trinitatis-Sonntag 7. Juni. Fronleichnamstag 11. Juni. Erster Advents-Sonntag 29. Novbr. Zahl der Sonntage nach Trinitatis: 24. Die Quatember: 4. März, 3. Juni, 16. Sept. u. 16. Dez. Von Weihnachten 1845 bis Hrn. Fastnacht 1846 sind es 8 Wochen 3 Tag.

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

Wie man die Faust im Sack macht.

Der geneigte Leser weiß, was es heißt, wenn man von Einem sagt, er mache immer nur die Faust im Sack. Man versteht darunter weiter nichts, als das hinterdrein Schimpfen und Raisonniren, wenn der, dem es gilt, es nicht mehr hört. Seinen Grund hat dieses Faust im Sack machen in der leidigen Menschenfurcht, und ist dieß ein Erbstück unseres lieben Vetter Michels, der immer dann am ärgsten schimpft und raisonnirt, wenns Niemand hört. So war der Hausfreund auch einmal Zeuge von einem solchen Faustimsackmachen. Die Sache ging so zu:

Es war gespielt worden von allen jungen Leuten des Amtes, wer das Schicksal haben werde, einige Jahre lang Uniform zu tragen, Gewehr bei Fuß und Gewehr in Arm nehmen zu lernen und was dergleichen Kunststücke mehr sind. Man nennt diese junge Leute gewöhnlich Rekruten, weil sie an jenem Tage lustiger sind als gewöhnlich, zuweilen auch etwas unbändig. Gewöhnlich kommen die Rekruten auf einem Leierwagen an und singen bei dieser Gelegenheit, haben auch manchmal einen oder zwei Geiger bei sich, welche dermaßen kragen, daß alle Hühner und Gänse davonsliegen. Alles dieß gibt einen ziemlichen Lärm, den aber Niemand weiter in Acht nimmt, da man den jungen Leuten an jenem Tage etwas zu Gute hält. Nun wollten so ein Wagen voll Rekruten in einer gewissen Stadt Abends wieder nach Hause fahren, die jungen Leute waren alle bei guter Laune und lärmten daher etwas mehr als gewöhnlich. Da kam, eben als abgefahren werden sollte, ein blauuniformirter Ordnungsaufrecht-Erhalter herbei gerannt, fiel den Pferden in den Bügel und fing dann so schauerlich an zu brüllen und zu schreien, indem er den Burschen ihren Lärmen niederlegen wollte, daß es noch ein viel größeres Getöse war, als alle Burschen zusammen eines gemacht hatten. Was seid ihr für Saububen, für Schweinigel, für Lum-

penkerls, für Bauernlummel! schrie er, ihr Esel, ihr Flegel, ihr Ochsen, die ihr alle seid, wißt ihr nicht, daß alles Getöse polizeiwidrig ist? Ich hätte gute Lust euch alle mit einander zu arretiren. Was das für Saububen sind, die ganze Stadt bringen sie in Aufruhr! Ruhig hörten die Burschen diese Strafpredigt an wie Schulbuben, die der Schulmeister zankt, und erst als der Polizeidiener weggegangen war, sagten sie halblaut: „Was der vorlaute Sattlergesell da ein Maul hat.“ Der Polizeidiener war nämlich ein vergrathener Sattler; weil man ihn bei der Sattlerei nicht hatte brauchen können, so war er Polizeidiener geworden.

Nun was sagt Ihr zu dem Benehmen der Burschen? Heißt man das nicht die Faust im Sack machen, wenn ein ganzer Haufen lediger Leute von einem Polizeidiener sich aushunzen läßt, wie ein Lump und hintendrein bellt, wenn er fort ist. Aber das ist die Menschenfurcht, die Angst. Ein Polizeidiener hat im höchsten Fall das Recht, wenn eine Gesekwidrigkeit begangen wird, den Schuldigen anzuzeigen, aber schimpfen darf er ihn mit keinem Wort, nicht einmal der Richter, geschweige denn ein Polizeidiener. Wenn daher nur Einer Courage gehabt hätte, von jenen Rekruten, so hätten sie den Polizeidiener arretirt, vor Amt geführt, dort verklagt wegen Ehrenkränkung, Zeugen sind ja genug da gewesen und der Polizeidiener hätte müssen ein paar Tage brummen und wenn er hinter sich aufgestanden wäre. So aber konnten sie nichts besseres thun, als die Faust im Sack machen.

Der Preuße und der Oesterreicher.

Ein Preuße kam einst auf einer Reise an die österreichische Grenze. Bekanntlich wird man da scharf ausvisitirt, ob man nichts Verbotenes einschmuggle, sündemalen die Mauth daselbst sehr strenge ist. Waaren, Bücher, Gedanken,

die einer mitbringt, alles muß vorher untersucht werden, ob es nichts Verbotenes enthält, und wenn die Grenzwächter glauben, es habe einer etwas Unrechtes verschluckt, so geben sie ihm ein Larix. So trug nun auch der Preuße ein kleines Päckchen im Arm, man nennt es hie und da auch Berliner Koffer, weil es gewöhnlich von Wachsstück ist und mit Schnüren zusammengebunden. Als er der Grenze sich näherte, so schrie der Oesterreicher Gardist schon von Weitem, er solle sein Päckchen aufmachen. Der Preuße aber versicherte, es enthalte nichts Verbotenes, sondern nur ein altes Hemd und einen wollenen Unterwamm, den er seiner schlechten Constitution halber auf bloßem Leibe trage und stich- und kugelfest sei. Allermitteltst war er bei dem Schlagbaum angekommen. Da wiederholte der Oesterreicher sein Verlangen, der Preuße aber versicherte nochmals, daß er nichts Verbotenes bei sich trage, worauf der Oesterreicher nochmals darauf beharrte, daß der Päck aufgemacht werden müsse. So stritten sich die Zwei eine Zeitlang mit einander herum, bis endlich der Oesterreicher ungeduldig ausrief, wenn jetzt der Päck nicht freiwillig aufgemacht wird, so wird er aufgeschnitten. Da stellte sich der Preuße ganz stolz vor ihn hin und sprach: „Nun ich schwöre, daß in dem Päck nichts Verbotenes ist, und wenn der Preuße schwört, so ist's so gut als aufgeschnitten.“

Ein einfacher Bürger.

Der Hausfreund kennt einen Bürger, der ist ein braver Hausvater, guter Haushälter, fleißiger Arbeiter, treibt sein Geschäft gut um und Niemand kann ihm etwas Unrechtes nachsagen und doch ist er nicht wie er sein soll. Wie z. B. die Rede auf die Landtagswahlen oder auf sonst öffentliche Angelegenheiten kommt, so pflegt er gewöhnlich zu sagen, „geht mir mit solchen Sachen vom Leib, ich verstehe nichts davon, mein Vater hat nichts davon verstanden, mein Großvater auch nicht und haben doch gelebt. Was Geschäftesachen anbelangt, nehme ich es mit Jedem auf, ich kaufe so wohlfeil ein, als jeder Andere, schätze eine Sau aufs Pfund hin, verstehe mich auf den Wein so gut als Einer, aber in solchen Sachen, wie die Landtagswahlen sind, da verstehe ich nichts. Da mache ich's wie die Andern, wenn sie mir des halb sagen, wähl den Sander, so wähl ich den Sander, sagen sie mir aber, wähl einen Andern, so wähl ich einen Andern, ich weiß aber

nicht, warum ich ihn wähle, denn ich verstehe nichts davon, ich bin ein einfacher Bürger.“ Was glaubt ihr nun liebe Leser, ist dieß ein Bürger wie er sein soll. Ist dieß ein guter Bürger, der selbst eingeseht, er verstehe nichts von dem, was dem Bürger am wichtigsten, theuersten und interessantesten sein soll, er verstehe nichts davon, wie die Rechte und die Freiheiten des Bürgers in der Kammer vertreten werden, und nichts davon, welcher Mann wohl am tauglichsten dazu sei, zum Vertreter dieser Rechte und Freiheiten gewählt zu werden. — Glaubt der geneigte Leser, dieß sei ein guter Bürger? Nein gewiß nicht, so kann im höchsten Fall ein Schwabe reden, aber kein badi-scher Bürger. Aber leider gibt es auch in unserer Vaterlande noch Leute genug, die so sprechen, die recht viel von ihrem Handwerke verstehen, wie man einkauft und verkauft, aber nichts von ihren wichtigsten und heiligsten Rechten. Solche Leute aber sind gleich den Kindern, die sich leiten und gängeln lassen, ohne warum zu fragen die in Geduld und Demuth annehmen, was man ihnen gibt und für sich sorgen lassen, wie einer, der unter Vormundschaft steht. Traurig ist es freilich, daß solche Leute nicht allein die Folgen ihrer Gleichgiltigkeit tragen müssen, denn eine schlechte Abgeordnetewahl, eine Wahl, ausgeführt von Wählern, die sich erst einblasen lassen, wenn sie wählen sollen schadet nicht bloß dem Wahlbezirk, wo gewählt wird, sondern dem ganzen Lande: denn der einzelne Abgeordnete ist nicht Vertreter seines Bezirks, sondern Vertreter des ganzen Landes und wenn er also kein tüchtiger und tauglicher Abgeordneter ist, so ist er für die Interessen des ganzen Landes untauglich und nicht bloß für seinen Bezirk. Der geneigte Leser mag sich einmal vorstellen, es habe eine Gemeinde einen Prozeß zu führen, und nun sei ein Advokat anzustellen, der diesen Prozeß ausfichte und dazu werden Wahlmänner von der Gemeinde aufgestellt, welche diesen Advokaten wählen sollen. Wenn nun einer von diesen Wahlmännern so spräche, wie unser einfacher Bürger davornen und auch sagte, ja meine Mehrgerei und meine Wirthschaft verstehe ich, aber wen ich da zum Advokaten wählen soll, das weiß ich nicht, da wähle ich eben den, der mir einblasen wird — so würde ein solcher Wahlmann, allerdings auch sich selbst, aber außer dem auch der ganzen Gemeinde schaden durch seine ungeschickte Wahl, durch welche denn ein Advokat gewählt wurde, der gerade zum Nachtheil der Gemeinde den Prozeß führte. So ist es gerade mit einem

Landstand. Ein schlechter Landstand schadet nicht nur seinem Bezirk, sondern dem ganzen Land. Deswegen hat der Hausfreund schon oft gesagt, wenn ihm die Leute ihre Noth klagen, daß die Steuern nicht mehr aufzutreiben seien und der Crequent nicht mehr aus dem Dorfe komme. „Ihr seid selbst Schuld daran, wählt andere Volksvertreter, die euer Interesse besser wahren und vertheidigen, so wird es bald anders sein.“

Die Polizei.

Vor dem 16ten Jahrhundert wußte man in Deutschland nichts von der Polizei. Erst im 16ten Jahrhundert wurde sie eingeführt und zwar zuerst in größeren Städten. So kam es denn, daß ein preussischer König Namens Friedrich einst folgende Antwort erhielt. Er war auf der Reise und fragte beim Umspannen der Pferde in einem pommerischen Städtchen einen nahe stehenden Bürger: „wie steht es denn hier mit der Polizei?“ „Darauf antwortete der Bürger: „wir wissen hier Gott sei Dank von keiner Polizei,“ er hatte geglaubt, der König erkundige sich nach der Viehsuche.

Ein Stücklein über die Erziehung.

Der Ochsenwirth sitzt hinter dem Ofen, guckt immer in ein Eck hinein und macht Kalender; die Frau, welche ihn zum zweiten Mann genommen hat, spinnst am Tisch; die Louise sitzt da und näht, und die Marie strickt, am Tisch, aber steht der Fritze und ist 7 Jahre alt und schnitzelt sich Hölzchen und zündet manchmal eines davon an. Da schreit auf einmal der Vater hinter dem Ofen: „Fritz jetzt rugst aber!“ Der Fritz bleibt ruhig am Tisch stehen und schnitzelt seine Hölzchen fort. Da schreit der Vater wieder hinter dem Ofen: „Fritz, gehst hinter den Ofen oder ich komm und hol dich.“ Nun geht der Fritze richtig gleich und der Vater geht deshalb her und nimmt ihn und setzt ihn ganz unsanft auf den Hintern hin, gibt ihm auch einige Ohrfeigen dazu. Nun muß der Fritze den ganzen Abend hinter dem Ofen sitzen und darf sich nicht mehr muckiren, sonst kriegt er, was ihm nicht angenehm ist. Und da meint nun der Ochsenwirth Wunder! was er für eine gute Erziehung habe, und sagt, wenn ich einmal anfangen, da muß alles zittern. Aber er weiß gar nicht, welchen Fehler er dabei begeht, denn alle diejenigen, die es so ma-

chen, sind im Irthum. Was meint ihr wohl, die ihr eine solche Kinder-Erziehung habt, was aus einem Bäumchen würde oder aus einer Pflanze, wenn immer einer neben ihr stünde und sie alle Stunde in eine andere Lage und Richtung brächte, gerade so wie es ihm einfiele. Der Hausfreund wenigstens meint, daß eine solche Pflanze nach und nach allen Halt und alle Festigkeit verliere und so schwach und lotterig würde, daß jeder Windstoß sie umwehte. Gerade so ist es mit den Kindern. Die Kinder sind auch junge Gewächse, die sich entwickeln müssen und zwar sollen sie sich zu starken, kräftigen und festen Männern entwickeln. Was soll aber daraus werden, wenn nun den ganzen Tag herumcommandirt und dressirt wird und es immer heißt, hör auf oder laß bleiben, thu das nicht und laß jenes unterwegen, — glaubt ihr denn auf diese Weise könne der junge Mensch einen eigenen Willen bekommen, könne ein fester Charakter werden und ein kräftiger Mann. Nein, wie jene Pflanze wird er schwach und lotterig und niemals selbständig und ist jedem Windstoß des Lebens Preis gegeben. Für die Kinder ist gar nichts schädlicher, als wenn sie gehorchen müssen, ohne zu wissen warum. Wie es jedem Erwachsenen zu Muth ist, wenn er einem Befehl gehorchen muß, dessen Vernünftigkeit er gar nicht einseht, so ist es den Kindern gerade auch, wenn sie sich immer nach solchen Befehlen richten müssen, die unnöthig sind.

Aber, werden da viele Leser antworten, die Kinder sind unartig und schon Salomo sagt: „Thorheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Ruthe der Zucht wird sie ferne von ihm treiben.“ Allein darauf antwortet der Hausfreund, jedes Alter hat seine Unart, der Knabe ist unartig und macht Knabenstreiche, so lange er ein Knabe ist, wenn er einmal ein Mann ist, dann hören die Kinderpossen von selbst auf. Es ist deshalb ganz und gar unnöthig ihn in der Jugend unnöthig zu quälen. Und was diese Thorheit anbetrifft, die der Salomo da meint, so gehört eben der Herr Salomo auch zu der alten Schule und hat vieles in die Welt hineingeschrieben, er hat selber nicht daran geglaubt. Im Uebrigen ist es nicht so arg mit dieser Thorheit als man daraus macht, der Mensch ist von Natur gut, und wenn er schlecht wird, so ist nur eine verkehrte Erziehung daran schuld. Würden die Leute in der Jugend nicht so unsinnig und unvernünftig behandelt, so gebe es viel mehr Brave als es gibt. Dieß ist übr-

gens ein Kapitel, das der Hausfreund später einmal bei Gelegenheit abhandeln wird.

Noch einen Einwurf könnte einer oder der andere Leser machen und sagen: Ja, wenn man die Kinder, so lange sie noch klein sind, nicht durch Strenge im Respekt erhält, so haben sie auch später, wenn sie einmal groß geworden, keine Achtung vor den Eltern. Aber dieß ist grundfalsch und ganz irrig. Ja Strenge gehört allerdings zur Erziehung, aber diese Strenge besteht nicht in Prügeln, sondern darin, daß die Eltern darauf halten, daß ihren Befehlen gehorsamt wird, aber sich ja hüten, keine unnöthige und unvernünftige Befehle zu ertheilen. Prügel aber gehören dem Hund und nicht dem Menschen, und derjenige Vater, der durch Prügel die Ordnung im Haus aufrecht erhalten muß, der dauert mich. Für die Eltern gehört die Liebe und diese wird bei den Kindern erzeugt durch eine liebevolle Behandlung, wo aber diese ist, da fehlt es auch an der Achtung nicht, und Kinder, die liebevoll erzogen sind, werden noch im späten Alter ihre Eltern lieben und achten.

Die Klöße.

„Ich mache Klöße heut Papa“
Sprach Amtmann Stöbers Frau — „doch da Du dich nicht wohl befindest, bereit ich Wohl nicht die fünfzehn heut für dich, Wie sonst gewöhnlich? also sprich, Wie viel?“ — „Ach schrecklich leide ich. — Mein Pobjagra. Drum mach für mich Bloß vierzehn.“ — sagte Amtmann Stöber, „Nur eine jede etwas größer.“ —

Wack - Wack oder mein Sohn muß studiren.

In einem Dorfe da lebte einst ein reicher Bauer, der, er ist jetzt schon lange Zeit todt und thut ihm kein Zahn mehr weh, würde aber vielleicht heute noch leben, wenn er kein Unglück mit seinen Kindern gehabt hätte, die ihn, man kann es wohl sagen, unter den Boden gebracht haben. Er hatte von Haus aus ein sehr schönes Vermögen, auch nicht wenig erheirathet und erbte eine alte Base, so daß man ihn bald für den vermöglichsen Mann im Dorfe ver- zollte. Zwei paar Ochsen und ein paar Pferde standen immer in seinem Stalle, und noch dazu eine gehörige Anzahl Kühe und Kinder, seine Aecker konnte er fast nicht alle bauen, Wiesen hatte er in der besten Lage, und wenn er Holz wollte, so brauchte er keines zu kaufen, denn

er hatte einen eigenen Wald, aus dem er jährlich auch ein schön Stück Geld löste. Dazu kam noch, daß er mit seiner Frau ganz gut hauste und nach einiger Zeit zwei Buben von ihr bekam, natürlich nicht auf einmal, sondern einer nach dem andern, die nicht schöner hätten sein können. Bald wurde er auch zum Bürgermeister gewählt und war geehrt und geachtet bei Jedermann, also daß ihm nichts zu dem fehlte, was man Glück nennt. Allein wenn der Mensch kein Kreuz hat, so macht er sich eines, heißt es im Sprichwort und dieß traf hier auch ein. Als die zwei Buben so weit herangewachsen waren, daß man sie zu einem Gewerbe bestimmen mußte, da stach unsern Bauer der Kitzel des Ehrgeizes und es war ihm zu gering, daß er sie hätte ein bürgerliches Gewerbe erlernen lassen. „Meine Buben sollen studiren, habe ich doch die Mittel dazu, so gut als Einer, und der Älteste soll einmal Amtmann werden und der Jüngste aber Pfarrer.“ So sprach er in seinem Sinn und seine Frau war's auch zufrieden und sah im Geiße schon ihren Ältesten als Amtmann und ihren Jüngsten als Pfarrer. Nun kamen die beiden Bürschlein auf eine niedere lateinische Schule, und als sie 14 Jahre alt waren, da kamen sie auf eine höhere lateinische Schule, und als sie auch da fertig waren, kamen sie auf die Universität und wurden Studenten. Der Alte aber spendete Geld mit vollen Händen und die Jungen lebten herrlich und in Freuden wie der reiche Mann im Evangelium. Anfangs ging Alles noch gut, der Vater gab gerne her, denn er dachte, 's ist wohl angelegt, und wenn der Vater gegeben hatte, so kam auch die Mutter noch und steckte noch einige Karolins den lieben Söhnlein hehlingen zu. Diese aber freuten sich, daß der liebe Gott ihnen so gute Eltern geschenkt habe und ließen den Klappen laufen. Es wurde gespielt, getanzt, den Mädchen der Hof gemacht, geritten, gefahren, eigene Pferde gehalten, kurz gar keine Gelegenheit veräumt, wo man Geld verschlagen konnte. „Unser Alter hat's ja, lachten die Söhnlein, so oft sie wieder einen Hauptstreich ausgeführt hatten.

Wer das Leben dieser Herrleins schon mit angesehen, oder wer schon selbst einen darunter gehabt hat, der weiß wie es bei ihnen hergeht und wird sich nicht wundern, daß der alte Bürgermeister schon nach den ersten Jahren hinter den Ohren kratzte und meinte, das sei doch ein theures Pfaster auf der Universität. Doch tröstete er sich als wieder, indem er dachte, es wird jetzt doch bald aus sein, das Aergste ist

vorüber, denn er meinte, die Herren Söhne werden nun bald das Examen machen. Die Mutter hatte auch ihre Freude daran und brachte vor lauter Vergnügen das Maul nimmer zusammen, wie manchmal Sonntags die lieben Buben erschienen, in schönen Kleidern mit Schnüren und Knöpfen besetzt, und auf lustigen Rossen daher gesprengt kamen durch das Dorf herab, daß aller Leute Köpfe aus den Fenstern fuhren. Als aber die ersten 5 Jahre um waren und noch keiner der Söhne Anstalten zu einem Examen brachte, da wurde doch dem Vater zuerst die Zeit lang, und er hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn das Studium zu Ende gegangen wäre. Die meisten Kapitalien hatte er schon eingebrockt und an die Buben gehängt, und wenn jetzt nicht bald die Sache eine andere Wendung nähme, so sehe er sich genöthigt von seinen Gütern zu verkaufen. Er schickte daher bereits nicht mehr so viel Geld und meinte die Herren Söhne werden sich deshalb einschränken. Allein umgekehrt; hatten die Söhne bis jetzt immer Geld gehabt, so hatten sie jetzt noch mehr Kredit und sie machten deshalb das, was man Schulden heißt. Und zwar machten sie keine kleine, denn mit Wenig anzufangen, hatten sie sich geschämt, waren sie doch die Söhne des reichen Bürgermeisters Wack-Wack (so wollen wir ihn nennen.) Diese Schulden wurden am Ende so arg, daß sich der Bürgermeister gar nicht mehr in die Universitätsstadt hineingetraute, jedenfalls in keinem Wirthshause sich dort sehen ließ, denn nicht einmal einen Schoppen konnte er ruhig trinken. So bald er angekommen war, so verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer; der alte Wack-Wack ist da, hieß es, und sitzt im Dachsen oder im Bären, und nun kamen die Gläubiger der Herren Söhne schaarenweis um Geld zu fordern, oder wie man es in der Studentensprache heißt, um zu brummen.

So ging es noch einige Jahrlein hin, die jungen Wack-Wacks preßten Geld aus dem Vater heraus, so viel sie noch konnten, ein Acker um den andern wurde verkauft, Alles gieng den Krebsgang, fast zehn Jahre war es schon, daß die Söhne auf der Universität waren, noch war kein Anschein, daß sie ein Examen machen könnten, und so wurden die Aussichten immer trüber. Nun hatte der alte Bürgermeister keine gute Stunde mehr. Zu Hause plagte ihn seine Frau und warf ihm bei jedem Bissen vor, er hätte sollen die Buben nicht studiren lassen. Diese aber wurden jeden Tag dringender und unverschämter in ihren Forderungen

gen, so daß der alte Wack-Wack oft ganz tief sinnig wurde und Tage lang in eine Ecke hinstarrte. So dauerte es noch ein Jahr, da starb die Mutter, und es kam zur Theilung, konnte aber nicht mehr getheilt werden, denn die Herren Söhne hatten das Mütterliche schon verstudirt. Es dauerte wiederum ein paar Jahre, da starb auch der Vater, und da wurde das, was noch da war, Haus und Güter verkauft, und jeder der beiden Wack-Wacks bekam noch einige tausend Gulden. Da packte der Jüngere seinen Theil zusammen und gieng nach Amerika, dort soll er nun Pfarrer sein. Der Aeltere aber blieb auf der Universität und studirte immer noch fort, bis die paar tausend Gulden auch voll verstudirt waren. Nun saß er da, Vermögen hatte er keines mehr, gelernt hatte er auch nichts, was nun anfangen? Anfangs wurde er theilweise noch von seinen ehemaligen Bekannten unterstützt, allein dieß hörte bald auf, und nun war der alte Wack-Wack ganz verlassen. Bald hatte er nichts mehr als ein paar alte Höslein, ein abgetragenes Röcklein und eine durchlöcherete Kappe, viele Tage hatte er oft nichts Warmes und nichts Kaltes zu essen, und so trieb ihn endlich die Noth zum Arbeiten. Er, der seiner Lebtag noch nie ein Collegium besucht hatte, schrieb jetzt andern Studenten ums Geld ihre Hefte. Natürlich trägt dieß aber nicht viel Geld ein, und so mußte der Wack-Wack im Elend verkümmern, oder ins Spital, wenn nicht manchmal noch ein mitleidiger Student ihm etwas mittheilte.

Der alte Wack-Wack aber ist jetzt etliche 40 Jahre alt, geht gebückt und bedenklich in den Straßen umher und denkt an die vergangene Zeiten. Der Hausfreund aber, der ihn auch kennt, unterläßt niemals, wenn er ihn sieht, dem alten Bürgermeister im Grabe zu zürnen, daß ihn der Ehrgeiz geplagt und seine Söhne hat studiren lassen. Was hätten dieß für glückliche Leute werden können, wenn sie ein ordentliches Gewerbe ergriffen oder Bauern geblieben wären.

Noch eine gute Antwort.

Ein überaus langer, hundsbrandrackererklapperdürerer Mann, der fast anzusehen war, wie eine ausgemerkelte Hopfenstange, begegnete einem Betrunknen. Der Knochenmann blieb stehen und sagte: „Freund, ich glaube, er hat ein bißchen zu viel getrunken?“ „Und i, versetzte jener, i glaub, Sie haben zu wenig gegessen.“

Was ist Gemeinheit.

Es gibt gewisse Handlungen der Menschen, die bestrafet kein Richter, die sind in keinem Gesetzbuch verboten, die kann man nicht anklagen, und doch sind sie so, daß sie dem, der sie verübt, das Beste rauben, was er hat, nämlich seine Ehre. Der geneigte Leser soll einige Beispiele von solchen Handlungen erfahren:

Z. B. Ein guter Freund sagt zum andern: „Du, heute Nacht gehe ich in Wald und hohle Holz.“ Der andere hört dieß und geht hin zum Jäger und verrathet es ihm, also daß der Jäger den Holzdieb erwischt und zur Strafe bringt. In diesem Falle hat der Verräther, obgleich die Handlung des Andern verboten war, das was ihm der Andere anvertraut hat, heimtückischer Weise zu dessen Schaden benützt und dessen Vertrauen gemißbraucht. Er kann ihn deshalb bei keinem Gericht anklagen, im Strafgesetzbuch ist so etwas nicht verboten, aber wenn der Verräther die schlechte That seinen Nachbarn erzählt, so wird jeder sagen, der Hans oder der Jakob, der den Peter oder den Frieder angezeigt hat, ist ein schlechter Kerl, nicht werth, daß ein ehrlicher Mann nur noch ein Wort mit ihm spricht.

Eine Geschichte, die wirklich sich zugetragen hat und zwar nicht weit von der Heimath des Hausfreundes. Johannes Schlecht, geboren im Lande der „guten Kamtschadalen,“ war seines Zeichens ein Nonnenschneider und ging beim Sonnenwirth in die Kost, weil er seine Eltern mehr hatte. Zufälligerweise hatte der Johannes Schlecht einen gar bedeutenden Appetit und verzehrte, ohne daß man es merkte, neben der gewöhnlichen Kost noch 4 bis 6 Portionen Fleisch zu 1 — 1½ Pfund, und zum Zuspiß manchmal auch noch einige große Würste. Unter solchen Umständen war es gar nicht zu verwundern, daß seine Beche gar bald etlich und neunzig Gulden betrug. Natürlich fragte der Sonnenwirth denn auch dann und wann, wie es denn auch mit der Bezahlung stehe, er könnte Geld brauchen, und so fort. Da antwortete dann regelmäßig der Nonnenschneider, nur noch Geduld bis Martini, da heirathe ich, und bis dorthin wird denn alles bezahlt bei Heller und Pfennig. Der Sonnenwirth glaubte natürlich, er habe einen Ehrenmann vor sich, ließ sich aber zum Ueberfluß noch eine Handschrift vom Nonnenschneider geben und wartete nun bis Martini bis sich der Nonnenschneider verheirathet hatte. Um diese Zeit kam er nun eines Tags zu ihm und sagte: „Wie stehts denn auch mit unserer Beche Nonnenschneider! Ihr habt mich aufs

Heirathen vertröstet, ich habe so lang gewartet, und jetzt seid Ihr verheirathet, könnt Ihr mir vielleicht jetzt mein Geld geben?“ Was meint der geneigte Leser wohl, was nun der Nonnenschneider geantwortet habe? „Wißt Ihr das Gesetz nicht, Sonnenwirth? sprach er, ich war damals nur 24 Jahre alt, als ich bei Euch gezehrt habe. Vor dem 25ten Jahre aber darf man keinem ledigen Burschen etwas borgen. Ihr hättet mich sollen zum Haus hinausgeschmissen und gesagt haben: Lump, wenn du kein Geld hast, gebe ich dir auch nichts. Dann wäre ich Euch nichts schuldig geworden.“

Nun was sagt der geneigte Leser zu einem solchen Schuffstreich. Ist dieß nicht ein rechter Schuffstreich? Zuerst verspricht der Nonnenschneider zu zahlen und der Sonnenwirth borgt ein halb Jahr, aber nachher erklärt der Nonnenschneider, „ich zahle nichts, denn ich war vor einem halben Jahr ein Lump und ein schlechter Kerl, und wenn Ihr mir geborgt habt, geschiehts Euch recht, Ihr hättet mir's ansehen sollen, daß ich ein schlechter Kerl bin.“ Seht, so machen es die ächten Schufte. Zuerst versprechen sie alles Gute und hernach lachen sie die Leute noch aus, weil sie so dumm gewesen sind, daß sie sich von so schlechten Kerlen pressen ließen. Solches aber heißt man in der ganzen Welt Gemeinheit, Niederträchtigkeit. Wenn man aber auch so einen gemeinen niederträchtigen Gesellen nicht vor Gericht belangen kann, so soll ihn die öffentliche Meinung, das Gericht seiner Mitbürger verurtheilen und man soll ihn meiden wie einen rändigen Hund.

Die Schneiderin und ihre Nachbarin.

Die Frau eines Schneiders, die mehrere Gesellen hatte, wollte ihrer Nachbarin, die eine Kuh hatte, den Abfall von dem Gemüse, das sie putzte für die Kuh anbieten. Die Nachbarin aber, die einen dummen Stolz hatte, wie noch viele andere Leute auch, fand sich dadurch beleidigt und weil sie meinte, es sei eine Schande, wenn sie sich von der Schneidersfrau etwas schenken ließe, antwortete dieser ganz spitzig: „Meint Sie, meine Kuh müßte Mangel leiden?“ „Sie hat ja auch Vieh, geß Sie das Gepützigen ihren Böcken zu fressen.“

Gute Antwort eines Pfarrers.

Ein Pfarrer, der eine große Freude an den Wöden der Gläser hatte, und deshalb alle Tage

etwelse leer trank, um auf den Boden zu kommen, bekam bei der Visitation von seinem Dekan einen Verweis, daß er so gründlich sei und den Gläsern immer auf den Grund kommen wolle. Er wollte Entschuldigungen vorbringen, allein der Hr. Dekan sprach: „Schweigen Sie nun, man sieht es an den Weinflecken ihres Rockes und ihrer Weste, daß Sie zu viel trinken.“ Ei, versetzte der Pfarrer, die kommen nicht vom Trinken, sondern vom Verschütten her.“

Etwas von den Titeln.

Der Hausfreund hat schon oft bei seinen Bekannten von den Titeln der Beamten gesprochen, und da die Meinung aufgestellt, es wäre doch besser, wenn man die Herren Beamten und Staatsbedienten außerhalb der Amtsstube nur mit ihrem Namen anredete, wie andere ehrliche Menschen auch. Daran haben sich nun manche Leute gar sehr gestoßen und gemeint, es sei dieß überspannt und zu weit gegangen, die Beamten haben einmal ihren Titel und den solle man ihnen geben in der Gesellschaft, so gut als im Amtszimmer oder während ihren Amtshandlungen, und am Ende habe es gar nichts zu bedeuten und bringe Niemand Schaden, wenn man in Gesellschaft, im gewöhnlichen Leben auch den Titel der Herren Beamten gebrauche, statt sie einfach bei ihrem Namen zu nennen. Nun will aber der Hausfreund dem geneigten Leser doch ein Geschichtchen erzählen, woraus ihm klar werden wird, daß es doch nicht so ganz einerlei sei, ob man im gewöhnlichen Leben die Amtstitel oder die Geschlechtsnamen der Beamten gebraucht, wenn man sie anredet.

In einer großen Stadt in einem gewissen Lande, wo die lustigen Leute wohnen, weil sie den Ernst nicht lieben, da war ein Amt, wie in jeder Stadt; auch ein Amtsassessor wie in jeder Stadt; der Amtsassessor aber (er möge nun Hanskaspar heißen) war nicht wie jeder andere Amtsassessor, wie man sogleich erfahren wird. Dieser Amtsassessor war nun eines Tages oder vielmehr eines Abends in Gesellschaft und spielte Billard, ein Spiel, bei welchem man mit der Karoline in's Mitteloch sich verlaufen kann. Dieses Spiel spielte er mit einem jungen Kaufmann. Nachdem einige Spielbälle gemacht waren, fing der junge Kaufmann an gesprächsweise zu dem Assessor zu sagen: „Aber hören Sie Herr Assessor, das war aber doch gar zu arg, wie Sie es meinem Freunde lezthin gemacht haben. Einen Menschen so un-

schuldig einsperren zu lassen! Darauf erwiederte der Assessor. „Was geht Sie es an. Halten Sie Ihr Maul und strecken Sie Ihre Nase in Ihre Schnupftabaks-Büchsen hinein und nicht in meine Protokolle!“

Der Kaufmann ließ sich dieß natürlich auch nicht ungestraft sagen und erwiederte dem Assessor, daß er eigentlich doch ein ganz einfältiger leidenschaftlicher Mensch sei, dieß habe man so eben wieder an der Antwort, die er ihm gegeben habe, gesehen.

Was thut nun hierauf mein Assessor, er sagt, das Ding ist beleidigt, das jeder Beamte, wenn ein Bürger mit ihm zusammentrifft, hervorstreckt, wie eine Schnecke ihre Fühlhörner, nämlich die Amtsehre, und klagt den Kaufmann wegen Amtsehrebeleidigung an und dieser wird zu mehreren Wochen Gefängniß verurtheilt, und hätte sie auch absitzen müssen, wenn er nicht an das Spruchcollegium der Heidelberger Universität appellirt hätte, das ihn, als ein unabhängiges, ehrenhaftes Gericht der Wissenschaft, freisprach.

Wäre nun in Deutschland die Sitte, die Beamten in Gesellschaft nur mit ihrem Namen anzureden, hätte jener Kaufmann zu dem Assessor gesagt: „Aber mein Herr Hanskaspar, Sie sind ein einfältiger leidenschaftlicher Mensch,“ gewiß man hätte ihm nicht so leicht beikommen können.

Ein anderer Fall: In dem Lande der Amtsehre, es grenzt an unser liebes badisches Vaterland, in jenem Lande, wo jeder Polizeidienner, jede Hebamme, jeder herrschaftliche Tagelöhner eine Amtsehre hat, da begab sich Folgendes: Ein Schultheiß (so nennt man dort den Bürgermeister) war auf dem Felde und breitete Mist, sein Nachbar war bei ihm und da kam das Gespräch darauf, daß der Schultheiß vor einigen Tagen hätte einen Burtschen widerrechtlich einsperren lassen. Der Nachbar sagte deshalb zu ihm: „Aber Schulthes da habt Ihr vorgestern wieder einmal einen dummen Streich gemacht.“ Der Nachbar sagt dieß zum Schultheißen als Nachbar, in aller Unschuld, und meinte es gar nicht böß. Der Schultheiß aber, was thut er, er bemerkt plötzlich, daß seine Amtsehre beleidigt ist, klagte und der Nachbar muß einige Wochen brummen wegen Amtsehrenbeleidigung.

Auch hier hätte man dem Nachbar nicht so leicht beikommen können, wenn er gesagt hätte, Hans oder Kaspar, da habt Ihr wieder einen dummen Streich gemacht. So aber redete er den Schultheißen mit seinem Schultheißentitel an und dieß war schon verhänglicher.

Darum, wenn man auch sonst kein Freund der Franzosen sein will, obgleich man es wohl dürfte, so sollte man doch das von ihnen annehmen, daß man im Privatleben, in Gesellschaft Niemand anders anredet als mit „Monsieur“ „Mein Herr.“ Für was den Amtstitel, der Beamte ist Beamte nur in der Amtsstube, sobald er diese verlassen hat, ist er nicht mehr und nicht weniger als jeder andere Bürger auch.

Die Geschichte von den zwei Haarkünstlern.

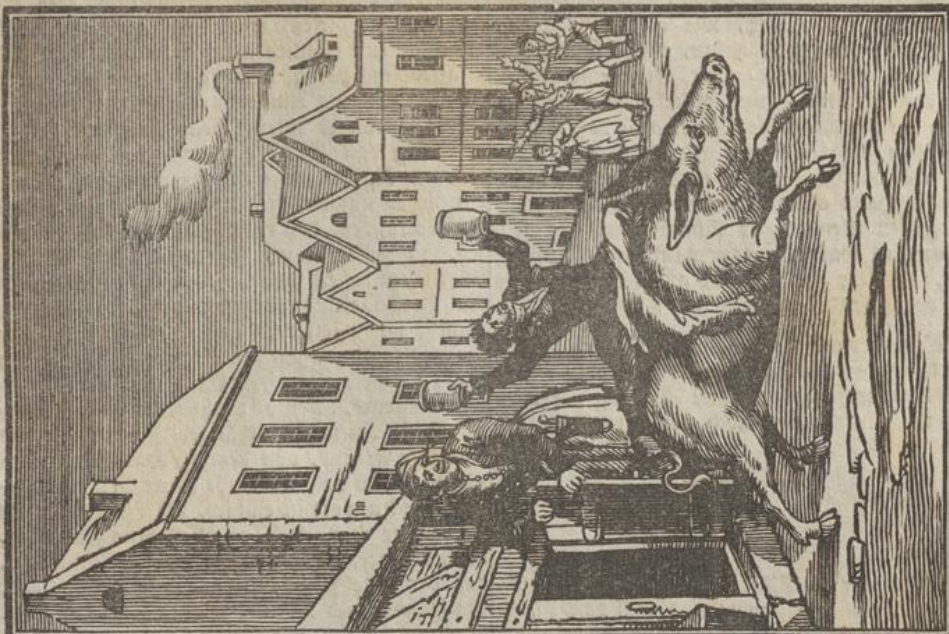
(Mit einer Abbildung.)

Der geneigte Leser weiß vielleicht, was ein Haarkünstler ist, oder vielleicht weiß er es auch nicht; in diesem Falle will es ihm der Hausfreund auseinandersetzen. Bekanntlich geschieht es sehr häufig, daß bei jungen und alten Leuten die Haare oft rappelköpfig werden, also, daß sie auf und davon gehen und nichts zurücklassen, als eine kahle Platte. Die böse Welt sagt dann gewöhnlich, es komme vom schnellen Leben. Darum, oder auch weil ein Kahlkopf schon vor Alters als ein Schimpfwort galt und so arg, daß der Prophet Elisa einige vorlaute Jungens, die ihn Kahlkopf schimpften, von seinen Bären zerreißen ließ, was beiläufig gesagt, diesen Jungen sehr unangenehm gewesen sein muß; aus diesen Gründen also suchen die Herrleins, welche in früher Jugend oder erst später die Haare verloren haben, sich einen neuen Haarboden zu verschaffen und schmieren allerlei Salbe und Schmiere aufs Haupt, damit die Haare wieder kommen sollen. Gewöhnlich wollen diese aber nicht, und in diesem Fall läßt sich der junge oder alte Kahlkopf einen künstlichen Haarboden machen. Derjenige Handwerksmann, der diese Haarböden macht, heißt nun Perrückenmacher, oder Haarkünstler, oder auch Friseur. Mit diesen Haarkünstlern hat es nun seine eigene Bewandniß. Man weiß nicht recht, treiben sie ein Handwerk oder eine freie Kunst. Da es für einen großen breitschulterigen kräftigen Mann nicht recht zu passen scheint, daß er sich mit Frisuren und Haarsalben abgebe, so glaubt man, die Friseur müßten alle lange dürre, windige Gesellen sein, so ungefähr, wie die Schneider. Wie man nun den Schneidern auch gar Manches nachsagt, z. B. daß ihre 99 auf einem Geißenbart reiten, also gibt es auch manch schnurrige Historien von den Friseurs; der geneigte Leser bekommt hier eine zum Besten.

In einer Stadt lebten zwei Friseurs, von welchen der eine Markus hieß, und so dünn und schwächig war, daß er nach seinem Tode gewiß ins Reich Gottes kommt, denn er ging durch ein Nadelöhr. Der befand sich einmal in einem Wirthshaus und wurde da von seinen Bekannten gebeten, er möchte doch nach Hause gehen und seine Geige haken, damit er den Leuten etwas vormusizieren könne, denn er war auch kundig des Saitenspiels, wie weiland der König David.

Der Haarkünstler ließ sich nicht lange vergebens bitten, sondern eilte schnurstracks nach Hause, oder flog eigentlich nur so über den Boden hin und kehrte sogleich mit seiner Geige zurück. Aber auf dem Heimwege begegnete ihm ein merkwürdiges Abenteuer. Es war finstere Nacht und der Laternenputzer hatte so eben die Straßenlaterne herunter gelassen, hatte sie angezündet und zog sie eben wieder hinauf, als mein Friseur Markus dahergeflogen kam. In seinem Feuereifer bemerkte er die Laterne gar nicht, die jetzt gerade in halber Mannshöhe über dem Boden war, sondern eilte rasch vorwärts, aber auf einmal fühlte er keinen Boden mehr unter den Füßen und einen stechenden Schmerz am Kopfe. Er war nämlich mit dem Kopfe durch die Straßenlaternenscheiben gerannt und wurde nun, o Wunder! mit der Laterne in die Höhe gezogen, denn er war so federleicht, daß der Laternenputzer sein Gewicht gar nicht bemerkte. Da hing nun auf einmal das arme Männlein in der Luft und stach in der Laterne. In der einen Hand hatte es die Geige und streckte sie weit von sich. Zugleich schrie es laut um Hilfe, also daß der Laternenputzer bald merkte, was er für einen Fisch gefangen habe und ihn wieder losließ. Am andern Tag aber wurde die Geschichte natürlich in der ganzen Stadt bekannt, wer aber am meisten darüber lachte, das war der Friseur Lukas, und zwar aus lauter Brodneid, wie es so gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn Zwei ein und dasselbe Handwerk treiben. Allein nicht lange stand es an, so bekam auch der Markus etwas zu lachen. Die Sache ging nämlich so zu: Der Lukas machte einem Jungferlein den Hof und that ihr Vieles zu Gefallen. So war der Neujahrstag erschießen und da wollte ihr der Lukas doch auch ein kleines Neujahrspäsent machen. Er packte also zwei Salbenbüchsen zusammen, die rochen wohl wie köstliche Narden und nahm in jede Hand eine und spazirte frischen Muths auf das Haus los, wo seine Allerliebste wohnte, haft war. Unglücklicher Weise wohnte aber

wei Kriemhild, u
sch, und so hi
nach seinen D
umt, dem er g
befand sich ein
wurde da von
wüßte doch u
ge haben, kam
ren Kunde, dem
wüßte, wie sp
h nicht lang
schwarzrock u
nur so über
ch mit seiner B
wege begegnet
Es war in
hatte so etw
lassen, beim
wieder hinauf
schloßen kam.
die Laterne
der Wand
eilte rasch u
er seinen Bel
inen stehend
ämlich mit de
schreiben gerat
mit der Later
war so sch
Gewicht y
anmal das an
in der Later
die Geige u
schrie es lo
ber bald me
t habe und
tag, aber was
ganzen Ent
darüber sah
d zwar aus
nlich zu geh
esselfe Hand
nd es an, so
u lachen. D
er Kufas man
thar ihr Bl
jahrstag er
s doch auch
hen. Er nach
nen, die ro
nahm in j
en Mathis
erliebste w
je wohnte aber



in der Nähe auch ein Metzger, der hatte ein großes fettes Mastschwein, welchem er in demselben Augenblick die Stallthüre aufmachte, als der Haarkünstler aus dem Hause heraustrat. Das Schwein stürzte, wie es die Schweine so in der Gewohnheit haben, etwas schnell heraus und dem Haarkünstler, der seine Augen auf das Fenster seiner Allerliebsten gerichtet hatte, gerade durch die Beine, also daß er hängen blieb und eine gute Strecke weit auf ihm fortreiten mußte. So saß er nun auf dem Schwein, in jeder Hand einen Hasen voll Salbe und mit den Füßen klemmte er sich auf dem Schwein fest und es war eine gar wunderliche Reiterei, also, daß die halbe Stadt auf die Beine kam und dem wunderlichen Reiter nachguckte.

Wer aber am meisten darüber sich freute, das war der Haarkünstler Markus, denn nun wurde seine Laternensahrt auf eine Zeitlang vergessen und man sprach nur noch von dem Ritte des Lukas.

Der gute Willen.

Wenn nur der Wille da ist, sagt man manchmal wohl im Sprichwort und will damit ausdrücken, daß schon der gute Wille lobenswerth sei, auch wenn nicht einmal die gute Handlung nachfolge. Manchmal mag das Sprichwort Recht haben, manchmal aber auch nicht, wie alle Sprichwörter und von einem solchen Fall will der Hausfreund eine Geschichte erzählen.

Es war einmal ein Grav, aber nicht von Falkenstein, auch nicht von Kurzenstein, dem hinterließ sein Vater, als er im vorigen Jahre verstarb, ein Erbe von wenigstens einigen Millionen, so daß der Herr Grav ein reicher vornehmer Herr zu nennen ist, und Winters mit zwei Braunen in der Stadt herumfährt, die mit weißen Luchern bedeckt sind, damit sie keine Schnee-Stollen hinter sich in den Schlitten schleudern können. In der Stadt, wo der Grav sein Wesen trieb, war auch kein Waisenhaus, weshalb sich ein Verwaltungsrath bildete, um ein solches zu erbauen, damit später ein kleiner Theil der Waisen, die alljährlich im Lande erzeugt werden, darin versorgt werden könnten. — Zuerst ließ nun der Verwaltungsrath kollektiren, um wenigstens einen Theil des nöthigen Geldes zu bekommen, und als er diesen Theil zusammen gebracht hatte, da sah er sich nach einem Bauplatz um, auf welchem das künftige Waisenhaus erbaut werden sollte. Nun gab es aber

gar keinen bessern Bauplatz in der ganzen Stadt als einen Garten, der vor einem Thore gelegen war; dieser Garten aber gehörte benanntem Grafen. Der Verwaltungsrath ersuchte daher diesen, er möchte doch einen Theil des Gartens käuflich ablassen, damit man das Waisenhaus darauf erbauen könnte. Es werde gewiß eine gute Anwendung seines väterlichen Erbes, wenn er einen Theil davon zur Unterbringung von Waisenkindern verwenden würde. Richtig schien der Herr Grav dieß auch einzusehen und ließ deshalb andern Tags öffentlich verkünden, daß er in Folge eines Entschlusses, zu wohlthätigen Zwecken, seinen Garten versteigern lassen wolle. In Folge dessen wurde die Versteigerung vorgenommen, der Garten tüchtig hineingetrieben und so erhielt die Stadt die Hälfte davon um den Steigerungspreis von 3000 fl., welche der Herr Grav auch ohne Murren einsteckte. „Wo blieb denn da der Entschluß zu einem wohlthätigen Zweck?“ fragte der gute Freund, von dem der Hausfreund das Geschichtchen hat, am Ende seiner Erzählung. — Nun die Antwort ist einfach, der Entschluß blieb da, wo er war, d. h. es blieb beim Entschluß, denn der Herr Grav glaubte wahrscheinlich auch, daß der gute Wille hinreichend sei. Was aber den Hausfreund betrifft, so sagt der: der Geist ist oftmals willig, das Fleisch ist aber noch öfters schwach, besonders wenn es 3000 fl. vor sich sieht.

Ein Wort über Bürgermeister- und Gemeinderaths-Wahlen.

Die geneigten Leser des Hausfreundes werden, wenn sie es noch nicht vergessen haben, sich erinnern, daß der Hausfreund im letzten Jahrgange die Bitte ergehen ließ, wenn etwas vorkäme, was der geneigte Leser für brauchbar in den Hausfreund halte, es ihm doch zuzusenden. Der Hausfreund hat daher gesagt, es brauche sich dabei Niemand zu verkünsteln; sondern es solle Jeder nur schreiben, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Dieß hat nun auch einer und der andere Leser befolgt und dem Hausfreund Etwas zugeschickt. Unter andern kam unlängst ein Brief, welcher Geschichten, die sich bei Wahlen zugetragen haben, dem Hausfreunde berichtet; der Hausfreund theilt nun diesen Brief mit, der gerade so geschrieben war, wie dem Schreiber der Schnabel gewachsen ist, weshalb der Hausfreund sich erlaubt hat, den Schnabel, da er ein bißchen im Morast herumgestö-

bert hat, ein kleinwenig abzuputzen. Der Brief lautet ungefähr so:

Liebwerthester Hausfreund!

Wie steht es mit Euerm Befinden, hoffentlich gut. Ihr habt da voriges Jahr gesagt, man solle Euch schreiben, wenn man etwas auf dem Herzen habe und so habe ich denn schon seit Jahr und Tag etwas darauf, das drückt und klemmt mich, daß ich's nimmer länger verheben kann. Drum hab ich legt zu meiner Ursel gesagt, sag' ich, 's nußt jetzt nichts mehr, 'raus muß es und da hab ich mich denn hingesetzt und hab angefangen zu schreiben, wie Ihr da sehen werdet. Die Sache ist nämlich von der Art: Ihr wisset, daß wir vor einiger Zeit eine neue Gemeinde-Ordnung durch unsere Landstände bekommen haben. Die Gemeinde-Ordnung ist gut, meines Erachtens und anderer Leut, die gescheiter sind als ich, sagen, sie sei die beste in ganz Deutschland und zehnmal besser als bei den Franzosen drüben überm Rhein, denn sie bestimme unter andern auch, daß Bürgermeister und Gemeinderathsstellen alle 6 Jahre durch den Austritt der Alten erledigt werden sollen. Vermuthlich aus dem Grunde, daß die Bürgermeister und die Gemeinderäthe nicht eirosten sollen auf ihren Aemtern, ich stelle mir's wenigstens so vor. Auf dem Papiere zu sehen ist aber nicht genug, sondern meiner Ansicht nach muß die Sache auch in der Wirklichkeit da sein, nämlich, da die Regierung und die Landstände ein so gutes Gemeindegesetz gegeben, so sollen die Bürger darnach trachten, daß es auch in Leben angewendet werde. Nun will ich aber da ein Beispiel erzählen, wie die gute Absicht des Gemeindegesetzes so häufig ganz andere Wirkungen hervorbringt, durch die Schlechtigkeit der Leute. Im Jahr 1842 wurde in einer vermöglichen Gemeinde zwischen Kehl und Rastatt drei Gemeinderathsstellen erledigt, zwei durch den Austritt und eine wegen einer unheilbaren Krankheit, welche den nahen Tod des bisherigen Gemeinderaths anzeigte. Nun sind aber einige reiche und herrschsüchtige Großhanssen vorhanden, welche nun alle Mittel ansammeln, um zu den erledigten Stellen zu gelangen. Sie machten nämlich ihren Kalfaktern, ihren hungrigen und durstigen Salvogarden und Schmarozern, so wie auch ausgehausten Lumpen, auch Feld- und Walddieben das Dffert, ihnen tüchtig einschenken und auftragen zu lassen, wenn sie ihnen Stimmen verschafften. Diese waren nun Tag und Nacht auf den

Beinen, liefen den Leuten ins Haus, verstellten ihnen Weg und Steg und gaben nicht weich, bis auf jene die Wahl gefallen war. Als die Wahl vorbei war, da ging es nun ins Wirthshaus, und nun wurde Tag und Nacht gefressen und gesoffen bis an den lichten Morgen, also daß die meisten in die Höfe der Nachbarn sich begeben mußten, um das Gerber Handwerk zu betreiben, so daß die Gänse am andern Morgen auch wieder Tafel halten konnten und sich am Weißbrod, Käse und Würsten verlustirten. — So wurde für die armen Thierlein gesorgt.

Eben so giengs voriges Jahr bei der Bürgermeistervahl zu. Der große Mann wünschte nämlich die einträgliche Stelle zu behalten und so ließ er den bemeldeten Kalfaktern wieder große Versprechungen machen und versprach Hammelschaalen und auch Kalbschlegel, Alles zur Genüge und ohne Vorschrift. — Als er nun durch diese Mittel wieder gewählt war, so wurde Tag und Nacht wiederum gefressen und gesoffen, daß sich die Zecher auf 250 fl. belief. Den Tag über wurde der gnädigen Frau vor der Wohnung geschossen und Loblieder gesungen. Auch sind ihr dienstwillige Frauen und Witfrauen nebst alten Matronen zu Hofe geritten, haben einen Lorbeerkranz verfertigt und am Eingang über dem Hothor aufgehängt und nachher dem Gläslein auch zum dffern auf den Boden geguckt. Als die Kunde von dieser Ehrenbezeugung zu den Männern ins Wirthshaus gelangte, so haben einige Bürger den großen und gewaltigen Beherrscher durch den Triumphbogen in sein Haus begleitet, nämlich ein russiger Schmied und ein stämmiger Zimmermann, ein dreckiger Maurer, ein alter Holzapfel und ein pechiger Schuhmacher. Da fing denn das Luberleben von neuem an, also daß sie nachher den Schuster und den Zimmermann zusammen in einen Schweinstall in Verwahrung bringen mußten, damit die andern nicht von ihrem Umrath beschmutzt wurden.

Auf diese Weise, liebwerthester Hausfreund, wird in manchen Orten das neue Gemeindegesetz angewendet, die Wohlthaten, die es bringen sollte für den rechtlichen Mann, in Schaden verwandelt, so daß man lieber wünschen sollte, es wäre gar nicht da, nur daß solche heillose Umtriebe und Muckmackerereien einmal aufhörten. — Es ist doch traurig, daß es bei uns noch Bürger gibt, welche die Wohlthaten, die man ihnen darbietet gar nicht zu würdigen wissen, solchen muß man freilich zu-

rufen: „Israel, daß du verdirbst, ist deine eigene Schuld!

Nun, liebwerther Hausfreund, habt Ihr die Geschichte. Ihr könnt sie nun sieben oder braten, wie es Euch gefällt. Auf's Wiedersehen bis andere Jahr.

Weiberlist geht über alle List.

Es ist dieß ein altes Sprichwort, was da oben steht, und will nichts anders sagen, als daß die Weiber eigentlich dem Fuchsen zugeeignet sind, sintemal dieses auch als ein schlaues, pfliffiges Thier benannt wird. Schon vor Alters erzählte man vielerlei Geschichten von listigen Weibern. So z. B. von der Judith, welche den Leutenant Holofernes überlistete, zwar nicht so, wie noch heutigs Tags gar manche Weibspersonen, Frauen, Fräuleins und Jungfern die Leutnants, die Korporale und Soldaten mit ihrer List berücken, sondern auf eine andere Art, welche dem Herrn Leutenant Holofernes den Kopf kostete. Eine solche neumodische Judith existirt nun auch, nach Bericht eines Freundes vom Hausfreund, in irgend einem Dorfe, das nicht weit an die Eisenbahn hat, und von ihr hat der Hausfreund folgende Geschichte vernommen, bei welcher er nicht weiß, ist die List der Frau größer oder die Dummheit des Mannes. Eines Tags nämlich hatte die Frau gebacken, und zwar gewöhnliches Haus- und Schwarzbrot. Die Weibskleute sind aber immer etwas schledig, was vor Zeiten schon die Eva bewiesen, als sie in den Apfel gebissen, und so glaubte denn auch unsere Judith, es wäre doch besser, wenn auch noch ein wenig Kuchen gebacken würde. Der Mann war justement auf dem Felde, um sein Brod im Schweiß seines Angesichts zu verdienen, und so machte denn die Frau flugs den Teig an, wirkte ihn tüchtig durch einander, machte einen sogenannten Türkenbund und stellte ihn als das Brod gar war, in den Backofen. Es dauerte nicht lange, so war er fertig. Die Judith nahm ihn heraus, ließ ein wenig kalt werden und machte sich nun dahinter, um ihn zu versuchen, als sie ihren Mann zur Hausthüre hereinkommen hörte. Nun war guter Rath theuer; ihr Michel, das mußte sie, konnte solche Schleckereien nicht leiden, und wenn er den Türkenbund gesehen hätte, so hätte er wahrscheinlich noch eine saure Brühe gemacht mit Ohrfeigen darin und hätte dieses gewiß die Frau ganz allein ausessen lassen. Was thut daher das Muster. Sie geht her, nimmt schnell den Türkenbund unter ihren

Schurz, geht in eine Ecke und fängt an erbärmlich zu winseln. „O liebes Männle, ächzt sie, hol mer doch für einen Kreuzer Brantwein. Guck, 's zieht mer Alles zusammen. — I kanns schier nemme aushalte.“ Das rührte das Herz des barmherzigen Michels, er geht deshalb schnell fort, um den Schnaps zu holen, bis er aber wieder kam, waren die Schmerzen der Frau nicht mehr so heftig, er ging deshalb wieder an seine Arbeit und als er Abends heim kam, da hatte die Frau richtig den Türkenbund verzehrt und auch noch den Brantwein dazu gethan, also daß ihr das Nachessen nicht mehr recht schmeckte.

Plackereien.

Plackereien, oder wie mann's auch auf lateinisch heißt Veraxationen. Wenn nun Einer fragt, was denn eigentlich das sei, so antwortet der Hausfreund gerade so, wie wenn Sommers an einem heißen Tage einen die Mücken plagten. Man fühlt keinen Schmerz, man kann eigentlich auch nicht sagen, daß es weh thut, wenn die Thiere um einen herumsummen und sich bald aufs Ohr, bald auf die Nase, bald auf die Backen setzen, aber doch wünscht man sie alle zum Ruckuck, denn sie sind im höchsten Grad unangenehm und man sagt deshalb von ihnen, sie seien eine Plage.

So gibt es nun gerade auch in anderen Verhältnissen Plackereien. Der geneigte Leser weiß, daß es manchmal gar dienstfertige Beamter gibt, die oftmals weiter gehen, als die Regierung es nur verlangt, denn sie wollen entweder ihr Mütchen kühlen, oder sich wohl daran machen, oder ein rothes Bündelchen oder so etwas verdienen. Da darf nun der Bürger nur irgend etwas thun, was ihnen nicht gefällt, so sind sie gleich hinterher, mit Vorladungen, Untersuchungen und dergleichen Annehmlichkeiten.

So ist einmal der Fall vorgekommen, daß mehrere Bürger in einer Stadt, statt Abends im Bierhaus Schalkkopf zu spielen, über vaterländische Angelegenheiten, die Ständekammer, Pressfreiheit und dergleichen sich unterhielten. Nachdem dieß mehrere Abende hintereinander so gegangen, wurden sie plötzlich vor Amt citirt und zu Protokoll genommen, was sie da verhandelt haben. Natürlich gaben sie nun an, der Wahrheit gemäß, daß sie insgesammt gemeint hätten, es sei doch besser, wenn man eine Verfassung habe, als gar keine, und es wäre gewiß auch besser,

den, so will er
denen. Man w
offenen Schließ
man gar, er sei
und bringt ein
congruer Brant
ich aus wie
Kinder hatten
dem Etwas
hat man wollte
der Erde auf
en verdrängte
sagte ich zu ih
Karl der Klein
konnte mir J
Wann in der
kommen von
Es macht
Zeit natürlich
Precht immer
glaubt, weil
hoch, so sei je
früher. Nun
Karl dem Gro
Seine Man
fertigig gen
Kochhaltung
daß du beim
wo es hinau
Es grüß

Da ist au
Sofort, was
berien mit ein
Der Brief
Jag lautet als
Lieber
Es freut mi
Vandeln nicht
mal gang ander
sind auf die Be
würdig, ich o
leben. J
wie's gra
denn an einer
sich gar nicht
in in der Herr
habein das Ge
ten, und au
leben sie schau
Soll mit aber
Nur ein Wort
erer Kindern
wie's aus mit
Nach mehr e

bern, so will er es auch mit diesen nicht verderben. Man merkt wohl, daß er von einem pffiffigen Geschlecht stammt. Zu Zeiten meint man gar, er sei närrisch. So kommt er lesthin und bringt ein Bildniß, da war ein alter griechischer Knasterbart darauf abgebildet, der sah aus wie ein heidnisches Götzenbild und die Kinder hatten sich davor gefürchtet. Auch waren seine Strümpfe von den Mäusen angefressen. Und nun wollte er haben, ich solle das Bild in der Stube aufhängen, es sei Karl der Große, ein verehrungswürdiger Mann. Meinnetwegen sagte ich zu ihm, sei es Karl der Große oder Karl der Kleine, was geht uns der an! Da könnte mir Jeder kommen und sagen, „häng den Adam in der Stube auf, denn alle Menschen stammen von ihm ab.“

So macht der Gevattersmann seit neuerer Zeit närrische Sachen, die weil er vor lauter Proßt nimmer weiß, wo ihm der Kopf steht und glaubt, weil er einmal etwas Geseheites gesagt habe, so sei jetzt alles Evangelium, was von ihm komme. Nun ich habe ihn aber gejagt mit seinem Karl dem Großen.

Deine Mutter ist seit einigen Tagen auch bettlägerig geworden, und nun hängt die ganze Haushaltung an mir und an der Lisbeth. Mach, daß du heim kommst, sonst sehe ich gar nicht, wo es hinaus soll.

Es grüßt dich vielmal dein getreuer Vater.

Da ist auch ein Brief von des Nachbarn Susanne, was habt denn ihr zwei für Schreiberien mit einander?

Der Brief von der Susanne an den Han Jörg lautet also:

Lieber Han Jörg!

Es freut mich recht sehr, daß dir das Soldatenleben nicht gefallt, denn ich bin nun einmal ganz anders als andere Mädchen. — Die sind auf die Soldaten verfallen, das ist merkwürdig, ich aber kann sie ums Leben nicht leiden. Zweierlei Tuch am Kittel, da geht mir's grün und gelb im Leib herum und muß allemal an einen Bedienten denken. Und wenn's sonst gar nichts anders wär, als was die Bürschen in der Garnison treiben, da machen sie einem daheim das Herz so schwer und können so schön thun, und am ersten Tag, wo sie einrücken, haben sie schon wieder eine andere am Bändel. Soll mir aber nur einmal Einer so kommen. Nur ein Wort dürst' ich hören, daß man mit einer Andern zum Tanz gegangen wäre, so wär's aus und vorbei und heißt auch keine Maus mehr einen Faden davon. So bin ich

einmal und wer mich so nicht will, der braucht mich auch nicht. Hanjörg, Hanjörg, nehm dich vor den Stadtmamseln in Acht, sie haben schon Manchen in groß Leid gebracht.

Soll ich dir was Neues schreiben? Mit der Greth und mit 's Peters Fritz ist's aus. Am Sonntag vor 8 Tag hat's Händel gegeben und sind auch seither nicht mehr gut geworden. Wer hätte das von diesen zwei noch vor einem Vierteljahr geglaubt?

Vorigen Samstag war des Sauers Wilhelm ganz wüthend, der katholische Pfarrer hat des Weißen Marie zu sich kommen lassen und ihr hart zugefetzt, sie solle den Wilhelm aufgeben, weil er lutherisch sei. Die Marie erzählte es natürlich dem Wilhelm wieder, und der war Anfangs gar kein Mensch mehr, so daß es hätte zu bösen Häusern gehen können, wenn ihn seine Kameraden nicht aufgehalten hätten.

Seit deine Mutter krank ist, komme ich viel zu deiner Lisbeth und helfe ihr in der Haushaltung. Ich habe auch den Brief gelesen, den du an deinen Vater geschrieben hast. Schreibe bald wieder, ich aber muß jetzt schließen, sonst komme ich mit meinem Brief zu spät.

Halte dich gut. Es grüßt dich tausendmal deine getreue

Susanne Müllerin.

Da hätte ich schier etwas vergessen. Also bis Kirchweih. Aber daß du mir keine Uniform und keinen Tschako mitbringst, das sage ich dir, sonst ist's ausgetanzt. Ich kann die Dinger einmal nicht leiden.

Zuvielregiererei.

Uzuviel ist ungesund, heißt's im Sprichwort, und so mag auch das Zuvielregieren nicht ersprießlich sein. Der geneigte Leser aber darf nicht glauben, daß nur von der Regierung regiert werden könnte. Wahrhaftig! würde die allein regieren, so wär's noch zu ertragen, aber in unserm Leben Vaterlande gibt es leider noch eine große Anzahl von ganz andern Regenten, großen und kleinen, von jeder Gestalt und Größe. Jeder Bettelvogt, Polizeidienner, Schandarm will Befehlerle's spielen und Regiment ausüben. Am ärgsten aber ist es, wenn die Bürgermeister an der Befehlerle's Krankheit und an der Gesetzgebungswuth laborn, denn diese sollten von Rechts wegen der Hört und der Schutz ihrer Bürger sein und nicht noch durch willkürliche Gesezmacherei diese belästigen und unter dem Daumen hal-

Ⓒ

ten. Nur einige Beispiele von solcher Gesezmacherei sollen dem geneigten Leser aufklären, was eigentlich gemeint ist.

In einem gewissen Orte lehrte einmal an einem Sonntag Nachmittag ein Fremder in einem Wirthshause ein. Vor dem Wirthshause floß ein schöner Bach vorüber und darin schwamm eine ganze Herde Enten ganz lustig umher. „Schöne Enten,“ sagte der Fremde zum Wirth, welcher eben mit der Hand die Fensterscheiben abputzt und dazu gesagt hatte, „wirklich macht's warm.“

„Ja die Enten sind schön,“ erwiderte der Wirth, zuckte aber die Achseln dabei und sprach: „man darf sie eigentlich heute nicht herauslassen.“

„Warum denn nicht?“ fragte der Fremde.

„Ha!“ antwortete der Wirth, „das haben unsere Herren auf dem Rathhaus verboten, am Sonntag die Enten auf die Straße zu lassen.“

„Was!“ rief erstaunt der Fremde. „Am Sonntag sollen keine Enten auf die Straße! Warum denn?“

„Ha!“ antwortete der Wirth, „damit die Bürger nicht von ihnen schenirt werden!“

Jetzt sag einmal der geneigte Leser selbst, was ist das für eine Gesezmacherei. Tag seines Lebens hat er gewiß nicht gehört, daß ehrsame Bürgers- und Bauersleute, die Jahr aus Jahr ein auf dem Felde und daheim mit Hausthieren zu schaffen haben, Sonntags von den Enten auf der Straße gehindert werden. Dieß kann im höchsten Fall stattfinden bei einer verunglückten Stadtmamsel, welche glaubt, die Schwefelhölzer wachsen auf den Feldern. Aber woher kommen solche Gesetze? Da hat vielleicht einmal der Bürgermeister gehört, die Ortsobrigkeit müsse Ordnung im Dorfe erhalten und nun glaubt er, nur geschwind recht Gesetze gemacht, dann kommt die Ordnung von selbst. Aber umgekehrt ist auch gefahren. Gerade durch zu viele Gesetze kommt Unordnung. Denn die überflüssigen Gesetze werden doch nicht gehalten, und wer die überflüssigen und die schlechten Gesetze nicht hält, der gewöhnt sich gar leicht auch an die Nichtachtung der nöthigen und guten.

Ein andermal ließ ein Bürgermeister ein Gesetz ergehen, es dürfe künftig Niemand mehr in der Nähe der Kapelle sich aufhalten. Auch dürfe Niemand mehr in der Nähe der Kapelle lachen oder einen Spaß machen, bei Strafe von 1 fl. 30 kr. Nicht wahr, das ist ein Verbot. Freilich steckte da ein Anderer dahinter,

aber der Bürgermeister hätte sich nicht rappeköpfig machen lassen sollen. Wenn jetzt nun doch Einer in der Nähe der Kapelle sich aufhält, wird er ihm wirklich strafen können? Nein, denn Jedermann kann sich hinstellen, wo er will, so lange es nicht fremdes Eigenthum ist. Die Kapelle steht aber noch dazu hart an der Landstraße. Oder wenn nun gar Einer lacht oder einen Spaß macht, glaubt Ihr wohl, daß man diesem werde einen Strafzettel zuschicken können, worauf steht, „der Johannes oder der Hansjörg ist um 1 fl. 30 kr. gestraft, weil er in der Nähe der Kapelle einen Spaß gemacht hat?“ Nein, er kann nicht gestraft werden und so hat der Bürgermeister ein Gesetz erlassen, das er nicht behaupten kann, und dieß ist das Allerschlimmste, was einer Obrigkeit begegnet, denn ihr Respekt leidet darunter Noth.

Die verunglückte Jagdpartie.

Es ist eine Erbkrankheit eines jeden guten oder schlechten Kalenders, daß er ein Stückchen Jägererei erzählt, hat doch selbst der Allerwelt's- und Jedermanns-Rechtmacher der „Gevattersmann“ sein Jägerlatein. So bringt dir auch dieß Jahr der Hausfreund wieder eine Jägergeschichte, die sich von andern dadurch unterscheidet, daß sie wahr ist, auf Parole!

In einer gewissen Stadt wohnte ein Bäcker, der, wie gewöhnlich alle Bäcker, sehr dick war, vielleicht weil das, was er zu leicht wog, seiner eigenen Schwere zu gut kam. Dieser Bäcker liebte nun, wie andere Christenmenschen auch, zuweilen ein Häslein in der sauren Sauce, hatte aber nicht immer Lust den gewöhnlichen Preis dafür zu zahlen und kaufte sie daher meistens von den Jägern, welche man Drähter nennt, weil sie die Hasen in den Drahtschlingen fangen. Nun war ihm aber bald auch das Geld, das er diesen Drähtern bezahlen mußte, zu viel, und er dachte, so gut als diese könne er's auch verdienen, wenn er nämlich selbst auf die Jagd gehe. Natürlich war dieser Gedanke, denn die Bäcker haben, wie die Pfarrer, den ganzen Tag nichts zu thun und sinnen deshalb auf allerlei Sachen. Also wie gedacht so gethan. Mein Bäcker nimmt seine alte Muckete, die noch aus dem Franzosenkrieg herkommt, von der Wand, und, weil es ein wenig kalt war, auch seinen Mantel aus dem Kasten, und weil er nicht allein zu Recht kommen könnte, auf den Fall, daß zu viele

Hafen auf einmal kämen, nimmt er auch seinen Bäckerknecht mit und nun lustig hinaus ins Feld. Aber nicht lange dauerte es, so kam der Jagdaufseher und gerade auf die zwei Bäckersjäger zu, und o Wunder, die beiden Jäger wurden nun plötzlich in Hasen verwandelt. Der Bäckerknecht machte Sätze viel größer als ein Hase und sprang der Stadt zu, der Bäcker aber warf zuerst seine Flinte weg und sprang auch; hernach hinderte ihn der Mantel, er warf deshalb auch den Mantel weg und sprang noch ärger, bis er an eine Ziegelhütte kam. Aber nun konnte ihn der Ziegler sehen und vielleicht dem Jagdaufseher verrathen, er besann sich deshalb schnell und schlupfte in den Geißenstall hinein, wo sich ein Bock und drei Geißen befanden. In dieser Gesellschaft verblieb er bis Abend, also, daß der Ziegler nicht wenig erstaunte, da er Abends beim Füttern statt eines Bockes und drei Geißen, noch einen Bäcker antraf.

Merke erstens: Schuster bleib bei deinem Leiste, und wenn du nicht Courage genug hast, so mußt du nicht wildern.

Merke zweitens: Der Ziegler brauchte dem Bäckerbock nicht aus Euter zu langen, wie der Schneider seiner Geiß im vorigen Jahrgang des Hausfreundes, denn der Ziegler erkannte gleich die Art, zu welcher sein Gast gehöret.

Eine Geschichte aus Krähwinkel.

(Buchstäblich wahr.)

Im Schwabenland, da liegt ein Städtlein, das heißt Krähwinkel und das streitet mit dem Dorfe Ganslosen um den Vorrang, welches von beiden die meisten Scheniestreiche hervorbringe. Nun behauptet zwar das Dorf Ganslosen, es sei in dem Stück das vornehmste, denn als einstens auf dem Kirchthurm Gras gewachsen sei, habe man den Gemeindegewinn am Strick hinaufgezogen, so daß er unterwegs schon die Zunge heraus und droben alle vier Füße von sich gestreckt habe. Auch habe man einst in einem strengen Winter einen Zaun um das Dorf machen lassen, damit die Kälte nicht herein könne, und so noch einige Stücklein. Allein in jüngster Zeit ist in Krähwinkel etwas passiert, was gewiß ein weit größerer Scheniestreich genannt werden kann, und so hat die Stadt Krähwinkel dem Dorfe Ganslosen den Rang abgelassen. Der Krähwinkler Scheniestreich besteht aber in Folgendem:

Die Krähwinkler haben wie andere Leute auch einen Kirchthurm mitten in ihrer Stadt.

Dieser Kirchthurm hat wie andere Kirchthürme auch eine Uhr, und diese Uhr schlägt wie alle andere Uhren auch die Stunden und Dreiviertel und Halb und ein Viertel. So weit wäre nun Alles wie anderwärts auch. Nun existirt in der löblichen Stadt Krähwinkel aber auch ein Kaufmann und der war reich. Wenn nun Einer reich ist, so gibt ihm das auch anderwärts Ansehen, nirgends aber mehr als im Schwabenland. Dieß kommt nämlich daher, weil im Schwabenland der Bürger weiter gar keine Eigenschaften zeigen kann, welche ihn in Ansehen zu setzen vermöchten; er kann kein freies Wort in Gemeinde-Angelegenheiten sprechen, denn dort regiert der Schultheiß und der Gemeinderath lebenslänglich und es kommt daher selten eine Wahl vor; er kann kein freies Wort in Landes-Angelegenheiten sprechen, denn darum bekümmern sich die Bürger im Schwabenland nicht, weil die Herren Beamten dort Alles besorgen, sogar die Landtags-Deputirten. Daher haben die Leute dort nichts weiter zu thun, als ihr tägliches Brod zu verdienen und sich ein Vermögen zu erwerben. So kommt es, daß dorten Einer, der reich ist, ein Ansehen genießt, wovon man keinen Begriff hat. In jedem Dorf oder Städtchen ist Einer oder Mehrere, die vermöglicher sind, als die übrigen und vor diesen hat nun das ganze Dorf oder die ganze Stadt einen Respekt, der merkwürdig ist. Zu diesen Bevorzugten gehöret nun auch unser Kaufmann, den wir Zink nennen wollen. Er saß schon lange im Stadtrath, hatte eine eigene Kutsche, seinen eigenen Platz im Wirthshaus, der leer blieb, so lange er nicht da war. Zuweilen gieng er mit dem Herrn Oberamtmann spaziren, und wenn er über die Straße spazirte, da zog Alles die Kappe vor ihm ab, denn es war der vornehme reiche Herr Zink. Besagter Herr Zink hatte nun unter andern Geräthschaften auch eine Schwester, die zu den sogenannten alten Jungfern gehörte, denn sie war dürr, hager und mager, hatte eine lange spitze Nase, Zahnmangel, ein rothes Halstuch und einen großen Strohhut. Die alten Jungfern sind besonders, wenn sie alt werden, sehr empfindlich und haben allerlei Gelüste, so daß sie einem zuweilen das Leben sauer machen können. So hatte unsere Jungfer Zinken die vermaledeite Gewohnheit, schwache Nerven zu haben, so daß sie dieß und das nicht ertragen könne, z. B. daß man ihr etwas abschlage, wenn sie etwas begehrte. Damit sie nun die Leute immer in der Uebung erhielt, so fiel ihr alle Tage etwas anderes ein zu begehr-

ren, und die Leute im Hause lebten ihr dann immer zu Willen, nur um Ruhe zu haben, denn nichts ist erschrecklicher auf der Welt, als eine alte Jungfer im Zorn. Einesmals saß nun unsere alte Jungfer daheim auf dem Kanapee und hatte die Hände über dem Bauch zusammengelegt und dachte darüber nach, wie viel sie Männer hätte haben können. Da schlug es plötzlich auf der nahen Kirchenuhr ein Viertel, also daß das Jungfräulein zusammenfuhr und in ihrem Nachdenken gestört wurde. Darüber wurde sie nun so böse, daß sie auf der Stelle beschloß, das Viertelschlagen müsse aufhören, damit sie in ihrem Nachdenken nimmer gestört werde. Was thut sie, sie geht her und bindet einmal zuerst ein Tuch um den Kopf, wie es die Weibsleute machen, wenn sie krank sein wollen. Alsdann machte sie ein gar erbärmliches Gesicht dazu und fing an zu seufzen, und als sie merkte, daß ihr Bruder, der Herr Zink in die Stube hereinkomme, da legte sie den Kopf auf die Seite und schnaufte eben gar arg. „Was ist denn der Loisa wieder?“ fragte der Herr Zink, als er die Gestalt auf dem Kanapee sitzen sah. Die Loise gibt keine Antwort. „Nun Loisa, was ist dir?“ Die Loise gibt wieder keine Antwort. „Loise, sag doch, was dir wieder fehlt?“ „Ach!“ antwortet jetzt die Loise, und erst als der Herr Zink noch einmal gefragt, rückt die Loise endlich heraus und erzählt, wie fürchtig sie erschrocken sei über dem Viertelschlagen und daß sie eben gar zu schwache Nerven habe und das Viertelschlagen nicht vertragen könne. — „Nun, sagt der Herr Zink, da müssen mer eba seha, wie mer das Ding abändera.“ Am andern Tag war Stadtrathesfzung und da trug nun der Herr Zink vor, wie er zu Haus ein Schwesterlein habe, das könne das Viertelschlagen nicht vertragen, man möchte deshalb auf einige Zeit das Viertelschlagen beruhen lassen, es sei ohnedieß genug, wenn es bloß Halb, Dreiviertel und ausschlage. Man wisse ja doch, woran man sei. Was thut der Herr Stadtrath bei diesem Vortrag? Weil der Herr Kaufmann Zink, der reiche Zink ihn macht, so ist man nicht so leicht etwas dagegen zu sagen, und so geht der Beschluß des Stadtraths durch, „daß künftig die Vierteluhren nicht mehr Viertel schlagen solle.“ Dieß geschah in den 30ger Jahren und wurde auch sogleich ins Werk gesetzt, so daß die Kirchenuhr 12 Jahre lang nicht mehr Viertel schlug, — zum Beweis, was man im Schwabenland vor dem Reichthum für Respekt hat. Nachdem 12 Jahre lang der Viertelschlag aus-

geblieben war, kam ein neuer Uhrmacher in die Stadt und diesem wurde auch die Besorgung der Uhren übertragen und ihm dabei gesagt, er solle die Uhren in gutem Stand erhalten und das Mangelhafte daran ergänzen. Natürlich war es das erste Geschäft des neuen Uhrmachers, daß er den Viertelschlag wieder herstellte, so daß die guten Krähwinkler zu ihrer unaussprechlichen Freude mit Einemmale den lieben, lang entbehrten und so oft schmerzlich vermißten Viertelschlag wieder hörten. Nicht schöner konnte dieser Viertelschlag den Ohren der Krähwinkler erscheinen, als Frühjahrs dem Landmann der Wachteischlag, und die ganze Stadt war froh, den geliebten Viertelschlag wieder zu haben. Allein dem Urheber dieser Freude sollte es schlecht bekommen. Er wurde vor Oberamt citirt und ihm „wegen Ungehorsams und zur Aufrechthaltung des obrigkeitlichen Ansehens“ 15 fl. sage Fünfzehn Gulden Strafe angezekt. Der Uhrmacher recurrirte natürlich wegen dieser Strafe, — ob er aber den Prozeß gewonnen habe, darüber schweigt die Geschichte.

Nun was sagst du zu dieser Geschichte, die buchstäblich wahr ist, lieber Leser! Der Hausfreund meint, man könnte allerlei Merke daraus ziehen.

Zum Ersten: wie mag es in einem Lande aussehen, wo es möglich ist, daß einer übelgelaunten Weibsperson willen, eine ganze Stadtgemeinde auf das Recht ihres Viertelschlages verzichten muß.

Zum Zweiten: wie mag es in einem Lande aussehen, wo die Menschenfurcht und die Kriecherei vor dem Reichthum so groß ist, daß ein Reicher ein Unrecht ausüben kann, wie bemeldeter Herr Zink.

Merke drittens: was ist dieß für eine Obrigkeit, die einen Beschluß faßt, wie der Stadtrath zu Krähwinkel!

Merke viertens: was ist das für eine Obrigkeit, die 15 fl. Strafe ansetzt dem, der der Stadt den Viertelschlag wieder gibt, weil er den Befehl hat, alles Mangelhafte an der Uhr zu ergänzen und nicht weiß, daß es der Uhr verboten wurde, Viertel zu schlagen.

Merke fünftens: Könnte ein solcher Krähwinklerstreich auch in unserem Vaterlande vorkommen?

Der Hausfreund hat lange darüber nachgedacht, und nach reislicher Ueberlegung glaubt er mit Recht sagen zu können, daß bei uns in Baden doch solche Stücke nicht mehr vorkommen können. Der geneigte Leser wird wohl

auch wissen möge
auf antwort der
für da, wo
ist, so der Uhr
mehr hat, als
gar keine ist
der Bürger für
terthum leiten
legenhiten nicht
eine Besinnung
heit man zu
loß der Bürger
verlegt, Aber
sine Pflicht von
Hauie geht in
Doren, imah
Vingertum
ten gibt, weil
antworten,
so ist es mög
gefallen laßt
ist es, ein
und am Re
me in Baden
gen sich auch
als nur gera
ist, das ma
aus, und be
wird schon
Gewalt, die
welche durch
dert wird.
Gemeinderath
nimals so
daß ein Reich
den bemeld
durch mer W
gefallen. Im
lebenstungh
die Gemeinde
und wenn si
nimmer ven

Ein Be
Wie Sta
liche Rechte,
lich man zu
toren ver
haben in
welche kop
nung auf
Gericht ist
bere. Nun
die Wirt

auch wissen mögen, warum nicht? Und darauf antwortet der Hausfreund folgendermaßen:

Nur da, wo alles öffentliche Leben erstirbt ist, wo der Bürger gar keinen andern Sinn mehr hat, als für den täglichen Erwerb, wo gar keine öffentliche Meinung da ist, sondern der Bürger sich ruhig und gehorsam und unterthänig leiten läßt, sich um öffentliche Angelegenheiten nichts weiter bekümmert, da wird eine Gesinnung unter dem Bürger erzeugt, die heißt man Spießbürgerthum und besteht darin, daß der Bürger den Tag über seine Geschäfte besorgt, Abends seinen Schoppen Bier trinkt, seine Pfeife raucht, ein Spiel macht, dann nach Hause geht und seine Schlafmütze tief über die Ohren hinabzieht. In einem solchen Spießbürgerthum ist es möglich, daß es Obrigkeit gibt, welche Beschlüsse fassen und Strafen austheilen, wie gemeldet worden ist, und eben so ist es möglich, daß die Leute solches sich gefallen lassen. Bei uns in Baden aber, da ist es, einige Distrikte im Obenwald und um am Neckar ausgenommen, anders. Bei uns in Baden haben die Leute doch angefangen, sich auch für etwas Anderes zu interessieren, als nur gerade für ihr Geschäft; ob einer reich ist, das macht gerade auch noch nicht Alles aus, und der Geist des Spießbürgerthums, der wird schon lange bekämpft durch eine große Gewalt, das ist die gute Bürgergesinnung, welche durch die II. Kammer erregt und befördert wird. Ueberdies kann sich bei unsern Gemeinderäthen, unter unserm Gemeindegesetz, niemals so viele faule Sumpflust ansammeln, daß ein Beschluß darin zu Stande käme, wie oben bemeldeter, denn von Zeit zu Zeit wird durch neue Wahlen wieder frische Luft hineingelassen. Im Schwabenland aber, da ist Alles lebenslänglich, da werden der Schultheiß und die Gemeinderäthe auf lebenslänglich gewählt und wenn sie einmal da sind, bringt man sie nimmer vom Hals.

Ein Beispiel von Rechtsgleichheit.

Alle Staatsbürger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte, heißt es in der Verfassung. Das heißt nun zum wenigsten, es soll kein Staatsbürger vor dem andern ein Vorrecht voraus haben bei denjenigen Stellen und Behörden, welche dazu da sind, das Recht und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Vor Amt und vor Gericht soll Einer angesehen sein, wie der Andere. Nun trug es sich aber einmal zu, daß die Witfrau eines reichen Mannes vor Gericht

erscheinen sollte, um ein Zeugniß abzulegen. Dazu ist jeder Bürger und jede Bürgerin verpflichtet, wenn das Gesetz es verlangt. Unsere Witfrau aber war zu gut dazu und weigerte sich vor Gericht zu gehen. Nun wäre es Rechtens gewesen, daß der Mann des Gesetzes, der Beamte, sie dazu gezwungen hätte. Wenn sie arm gewesen wäre, hätte er es gewiß gethan. So aber, daß sie reich war und Hut und Schleier und sonstige Plemperereien trug, brachte sie es endlich dahin, daß der Assessor mit seinem Aktuar zu ihr ins Haus sich verfügte und da das Protokoll aufnahm. Solches geschieht sonst nur bei Prinzessinnen und Prinzen, wenigstens in Deutschland, in England auch nicht.

Was sagt aber der geneigte Leser zu solcher Rechtsgleichheit der Staatsbürger. Nicht wahr, wenn es eine arme Bauersfrau oder ein geringer Bürger gewesen wäre, da hätte man aber den Schandarm geschickt und da wäre der Assessor nicht ins Haus gegangen und hätte das Protokoll aufgenommen.

Aber wißt Ihr auch, woher es kommt, daß solche Sachen noch vorgehen dürfen? Das kommt daher, weil wir keine freie Presse haben. Wenn man Alles drucken dürfte, frei und ungehindert, da wüßten die Herren Beamten, daß, sobald etwas Ungefegliches geschieht, es veröffentlicht würde, und ließen es daher unterwegen, denn die Deffentlichkeit fürchten sie wie der Teufel das Kreuz. So aber sind bei uns die Beamten nicht gewöhnt, daß sie in die Zeitungen gesetzt werden, wenn etwas vorgegangen ist, und die Bürger sind es nicht gewöhnt, daß sie etwas in die Zeitung setzen. Deshalb kommen dergleichen Stücke noch vor. Später vielleicht nimmer, wenn's dem lieben Herrgott nicht mehr gefällt.

Eine ungemein tapfere Heldenthat.

(Mit einer Abbildung.)

In einer Stadt unseres lieben Vaterlandes, welche in der Nähe des Landes liegt, wo der Hausfreund alles eher sein möchte, als ein Bürger, begab sich einmals folgende schnurrige Geschichte.

Es war daselbst ein Schneider, der hieß mit Namen so und so, und hatte eine große Freude an allerlei lebendigen Creaturen, von welchen er stets einen großen Vorrath bei einander hatte, Vögel und Bierfüßler, wie er sie gerade bekam. Nun hatte er außer einigen andern

Vögeln auch einmal einen Fuchs, der lag im Hof an einer Kette angebunden und war fast sehr zahm. Nun begab es sich einmahl an einem schönen Nachmittage, daß dieser verdammte Fuchs darüber nachdachte, wie es doch viel schöner sein möchte in der Freiheit, als da an der Kette, weßhalb er einige Sätze in die Luft machte und schnellte und zerrte, ob er die Kette nicht abreißen könnte. Und siehe da, es gelang ihm, und die Kette zerris und der Fuchs war ledig und frei. Nun guckte er einigemal herum und hinum, ob ihn Niemand gesehen habe, es hatte ihn aber Niemand gesehen. Darum spazierte er nun vorsichtig weiter, ob er nicht einen Ausgang gewänne, durch welchen er könnte entinnen. Und siehe da, es war eine Mauer, die war nur einige Schuh hoch und über die sprang der Fuchs und kam in einen Winkel zwischen des Schneiders Haus und des Nachbars Haus. Der Fuchs aber spazierte durch den Winkel durch, bis er an die Thüre des Winkels kam und guckte dann wieder vorsichtig unter der Thüre hervor, ob Niemand da wäre, der ihn sähe; so war aber kein Mensch um den Weg, als daß ein Russe so eben mit Ertrapost an der Post angefahren war. Diesen aber fürchtete der Fuchs nicht und wagte sich deßhalb auf die Straße und fing an fürbaß zu laufen. Bald aber kam ein Polizeidiener daher gelaufen oder vielmehr daher gespazirt, denn die Polizeidiener laufen nur dann schnell, wenn's nicht pressirt. In dem Augenblick aber, wo der Polizeidiener den Fuchs ersah, sieht auch dieser den Polizeidiener und da ihm dieser Anblick etwas kurios vorkommen mochte, so setzte er sich auf die Hinterbeine und guckte den Polizeidiener starr und steif an, vielleicht wollte er prüfen, ob er ohne Gefahr an ihm vorbei könne oder nicht. Dem Polizeidiener aber war es noch niemals vorgekommen, daß ihn Jemand scharf angesehen hatte, denn gewöhnlich gingen die Leute mit niedergeschlagenen Augen an ihm vorbei. Daher glaubte er denn auch, hinter dem Fuchs möchte etwas Gefährliches, jedenfalls etwas Verdächtiges stecken, bieweilen er so frech sei und ihn so streng in's Gesicht gucke. Am Ende, glaubte er, könne der Fuchs gar toll oder gar wüthend sein, könnte auf ihn losfahren, ihn in die Waden beißen, und da die Wuth von den Füchsen wie von den Hunden ansteckend ist, so könnte es ihm gar auch ergehen, wie es ein Mal Münchhausens Rössen ergangen ist, als ihr Herr sein Jagdkleid, in welches ein toller Hund gebissen hatte, zu ihnen in den Kasten hineingehängt hatte. Der

Polizeidiener hielt es daher für's Rathsamste umzulehren und Succurs herbeizuholen. So schnell als sein Corpus, der so dick war, als ein Scheffel, ja als zwei oder drei Scheffelsäcke, es ihm erlaubte, bewegte er sich daher nach der Wachtstube und holte Hilfe herbei, es sei ein wüthender Fuchs in der Stadt, er habe schon drei Leute und einen Steueraufseher in's Bein gebissen. Unterdessen aber war der Fuchs auch weiter vorwärts marschirt und so begegnete er den Polizeidienern, welche nun zu dritt waren, auf dem Markte. Zufälliger Weise kam noch ein Schandarm die Straße herauf, und so waren die Tapferen nun zu viert. Nun gings los. Die Polizeidiener zogen ihre Säbel, nota bene mit sammt der Scheide, vom Leder, denn sie waren hineingerostet, der Schandarm aber nahm das Gewehr von der Achsel und streckte es weit von sich und marschirte voraus auf den Fuchs los. Als die Polizeidiener sahen, meinten sie, es sei doch besser so ein Gewehr in der Hand zu haben, denn ihre kurzen Säbel; vielleicht hatten sie auch die Geschichte von den 7 Schwaben gelesen, wie die es gemacht, als sie auf den Hasen losgingen und so machten sie sich denn geschwind hinter den Schandarmen und nahmen auch Theil an seinem Gewehr, welches sie nun alle zusammen vorhielten und so langsam und Schritt vor Schritt gegen den Fuchs anrückten. Als der Fuchs diese grausame Armee auf sich losmarschiren sah, da wurde es ihm auch ganz anders zu Muth, er nahm stracks den Schwanz zwischen die Füße und suchte das Weite. Er ist doch nicht so schlimm als er ausseht, meinte der dicke Polizeidiener, und so faßte die Helden-schaar neuen Muth, also daß sie im eiligen Lauf dem Fuchs nachrückte. Dieser aber hatte inzwischen eine Holzbeuge erblickt und diese als einen Zufluchtsort ausersehen, hinter welchem er sich vor seinen Feinden verbergen könnte. Diese aber gaben nun kein Weich mehr und rückten muthig gegen die Holzbeuge vor, hinter welche der Fuchs geschlupft war. Nun aber war wieder guter Rath theuer, freiwillig ging der Fuchs nicht hervor, schien auch gar keine Lust dazu zu verspüren, denn er glockte seine Feinde ganz feurig aus seinem Winkel hervor an, blöckte auch ein wenig die Zähne, und mit Gewalt ihn herauszutreiben war eine mißliche Sache, denn wie leicht hätte er hervorspringen und denjenigen beißen können, der sich ihm genakt hätte. Die Armee wußte daher lange nicht, was sie thun sollte, endlich wurde beschlossen, es solle einer der Po-

für's Rath
 erbehalten. E
 so bild war, a
 der drei Schen
 bogte er sich die
 te Hülfe herbe, a
 der Stadt, in die
 Generaufführer ei
 der war der jäh
 und so begg
 che man zu die
 lüßiger Weishe
 uße herzu, in
 zu viert. In
 jogen ihre E
 er Schede, in
 wofür, der Söh
 von der Kä
 und marjhu
 ls dieß die H
 sei doch bei
 u haben, da
 hatten sie ei
 haben geleb
 den Haseg li
 enu geschwin
 men auch Thei
 e nun alle zu
 am und Schri
 anrückten. W
 auf sich las
 ihm auch gar
 s den Schman
 as Weite. E
 s sieht, mein
 äste die Hedo
 sie im eilige
 eser aber hat
 licht und die
 en, hinter wo
 den verkeru
 an kein Wei
 die Holzboog
 geschlupst wa
 Rath them
 hervor, sich
 rführen, dem
 rig aus sezen
 ein wenig hi
 eransjutreten
 wie leicht bla
 en heißen flo
 t. Die Arme
 sie thun solte
 e einer der Po



lizeidiener abgehen und sich Verhaltensmaßregeln holen, was man mit dem gefährlichen Fuchs anfangen solle. Da bekam aber die Sache plötzlich eine andere Wendung. Mit Einemmale erschien der Schneider, dem der Fuchs gehörte, auf dem Kampfsplatz, um seinen Flüchtling wieder einzufangen, „wo ist der Schlingel?“ fragte er einen Polizeidiener; dieser aber sprach: „hinter der Holzbeuge sitzt er und ist wüthend.“ „Ach was,“ antwortete der Schneider, „was wüthend,“ und schlupfte hinter das Holz, nahm den Fuchs beim Kragen, zog ihn hervor und trug ihn nach Hause zurück.

So endete dieser Feldzug, der wirklich vorgefallen ist. Dem Schneider aber wurde von der Polizeibehörde aufgegeben, seinen Fuchs wegzuschaffen, bieweil sich von Seiten des Polizeipersonals Beschwerde erhoben habe, daß er die Sicherheit der Straße gefährde.

Merke lieber Leser aus dieser Geschichte, was du willst.

Wie es dem gescheiten Michel sehr übel ergangen ist.

Den gescheiten Michel kennt gewiß jeder der geneigten Leser, und wenn er ihn auch nicht von Person kennt, so gibt es in seinem Dorfe gewiß auch Leute, die seiner Beschreibung auf's Haar hin gleichen. Der gescheite Michel, hieß ursprünglich bloß Michel, allein weil er ein halbes Jahr in der Stadt gedient hatte und sein Bruder ein Barbier war, so glaubte er, er habe den Verstand nun mit Köffeln gefressen, und weil er hie und da etwas aufgeschnappt hatte, von dem er nicht wußte was, so bildete er sich ein, er sei viel gescheiter, als die andern Bursche im Dorfe. Dieß gab er bei jeder Gelegenheit zum Besten und man hieß ihn deshalb nur den gescheiten Michel. Seine Gescheitheit kam aber fast heraus, wie Narrheit, und wenn Sonntag ein Haufen Bursch' bei einander waren im Wirthshaus, da trieben sie mit dem gescheiten Michel ihren Spott und hielten ihn für Narren.

Nun war einmahl Erntetanz im Dorfe und es kamen drei Fremde aus der Stadt auch heraus und kehrten in dem Wirthshause ein, wo der gescheite Michel sich befand. Als der Michel die drei Herren sah, da lachte ihm das Herz im Leib vor Freude, denn er hatte es in der Gewohnheit, wenn Fremde im Wirthshaus waren, so machte er sich an sie und schwätze talles Zeug an sie hin, um den An-

bern zu zeigen, was er für ein gescheiter Kerl sei, der mit den fremden Herren sich unterhalten könne. Die Fremden schwiegen aber gewöhnlich oder lächelten in der Stille zu den Narrheiten des gescheiten Michels.

Nachdem nun die drei Fremden eine Zeitlang da gewesen und dem Tanz zugeschaut hatten, so rückte der Michel auf einmal hinter dem Tisch vor, hinter welchem er gesessen, und Gesichtser geschnitten hatte, damit die Fremden ihn bemerken sollen, zog die Kappe vom Kopf und ging sachte an den Tisch der Fremden und sprach zu ihnen: „Verzeihen Sie, meine Herren, und nehmen Sie nicht ungütig, aber ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe und wie Sie vielleicht meinen.“ Natürlich fingen die Fremden an zu lachen ob dieser Rebe, einer aber war dabei, der kannte diese Gattung Leute schon und ließ sich daher mit dem Michel in ein spöttisches Gespräch ein, so daß der Michel wieder einen ganzen Haufen Unsinns schwätze und vor Profit gar nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Nachdem er so lange von seiner Gescheitheit gesprochen, und daß er dieß und das wisse und so weiter, sagte er zu den Fremden: „Verzeihen Sie gütigst, meine Herren, wenn sie etwa sich Kurzweil machen wollen mit dem Tanzen, ich meine nur so, heißt das auf die Art, nämlich daß Sie tanzen wollten, so dürfen Sie nur befehlen, zu was für einem Tanz Sie geneigt wären, und ich werde ihn dann bei der Musil bestellen.“

Nachdem der Michel also gesprochen, zog er das Maul bis an die Ohrschläpfelein hinüber und lachte vor innerer Freude mit dem ganzen Gesicht, wie ein Maikäfer. Einer unter den Fremden aber war dabei, der war ein Schalk und hätte schon lang gerne den Michel und sein dummes Geschwätz losgehadt, er sagte deshalb zu ihm, „Aber Tänzerin habe ich noch keine und meine Collegen da auch nicht.“ „So, wenns weiter nichts ist, antwortete der Michel, da kann ich helfen, verzeihen Sie gütigst, meine Herren, und Sie werden verzeihen, aber wenn Sie es haben wollen, so bringe ich gleich drei von den schönsten Jungfern daher, die mit Ihnen tanzen.“ Nun saßen nicht weit von den Fremden einige Bursche mit ihren Mädchen, auf diese deutete nun der eine und sprach leise zu dem Michel: „Aber ich glaube doch nicht, daß ihr so geschickt seid, daß ihr uns die Jungfern dort als Tänzerinnen herbeischaffen könnt; so viel Gewalt habt Ihr nicht!“ „Was, rief Michel, und sprang augenblicklich zu den Mädchen hinüber, die bei ihren Burschen saßen,

und schrie, „Ihr tanzt jetzt mit den Herren dort drüben, daß ihr's wißt, — lustig vorwärts, die Herren wollen Kurzweil haben.“

Diese Rede verdross einen der Burschen, er stellte sich deshalb vor den Michel hin, hob ihm die Faust unter die Nase und schrie, „und ich sag, die Mädchen tanzen nicht.“ Nun merkte der Fremde schon, wo es hinaus wollte und blinzelte deshalb dem Michel zu, wie wenn er sagen wollte, „Michel laßt Euch nichts gefallen.“ Der Michel begehrte deshalb auch auf und schrie noch einmal „und ich sag sie tanzen mit den Herren da.“ Daranf schrie der Bursche abermals, „Michel, du hast hier gar nichts zu sagen und marschirst dich gleich fort.“ So gab ein Wort das andere, und am Ende wurde der Michel an der Kravatte gepackt und von den Burschen so lederweich geklopft, daß er es gerne besser gehabt hätte.

Die Fremden aber lachten sich die Haut voll und waren froh, daß der aufdringliche Michel seinen Theil bekommen hatte.

Merke: Es ist lächerlich, wenn Einer gescheiter sein will als er ist, besonders wenn von Anfang sein Verstand nicht groß ist.

Merke ferner: Es ist gemein und niederträchtig, wenn ein Bauer sich gleich gegen Bornehmere so unterthänig und willfährig zeigt.

Merke endlich: Die Bursche hatten ganz recht, daß sie ihre Mädchen nicht zum Tanzen hergaben, der Hausfreund hätte das Seinige auch nicht hergegeben.

Der Blutzehnte.

Was der Zehnte ist, oder vielmehr war, wird der Leser wohl wissen, der die Zeiten erlebt hat, in welchen bei uns derselbe noch eingezogen wurde; indessen wird der Hausfreund von den Früchten des Feldes und von allen doch Einiges von dem Ursprung dieses Zehnten erzählen dürfen, ehe er das nachfolgende Geschichtchen preisgibt. Mancher könnte zwar glauben, der Zehnte sei wie noch manches Andere, was die Kirche von dem gläubigen Christen verlangt, von jeher gewesen. Allein dem ist nicht so. Christus und das neue Testament weiß nichts von dem Zehnten, in den ersten Zeiten des Christenthums wären nicht einmal Priester da gewesen, welche ihn hätten in Empfang nehmen können. Erst im 9ten Jahrhundert gab es einen Kaiser, den nannte man Karl den Großen, weil er viel Glück hatte, er ist ein guter Freund von dem lieben, liebevollen, Liebe überströmenden und lieblichen Ge-

vattersmann, der ihn abkonterseite, so wie auch der Karlsruher Narrenkalender; dieser Kaiser Karl der Große nun mochte viele Ursache haben, mit den Priestern gut Freund zu bleiben und so sprach er ihnen dann den Zehnten von sämmtlichen Landgütern des Reichs zu. Die geistlichen Herren waren nämlich schon lange darnach lüstern gewesen, hatten es aber nie so weit bringen können, ihn zu bekommen, denn das Volk hatte eben immer gesagt, „wir geben keinen Zehnten und damit Basta.“ Dann erst gelang es der Geistlichkeit ihren Wunsch zu erreichen, als sie die weltliche Macht, die Macht der Regierung auf ihre Seite brachten und von dem Augenblicke an, wo die weltliche und geistliche Macht mit einander einverstanden war, da mußte das Volk gehorchen und Zehnten geben. So bestand diese Abgabe von jener Zeit an, bis auf unsere Tage, wo sie wieder abgelöst wurde, weil die Unbilligkeit derselben doch gar zu groß war, als daß sie nicht hätten Jemand in die Augen fallen sollen. Während der Zehnte aber bestand, da wurde kein Acker geerntet, keine Wiese abgemäht, kein Weinberg abgelesen, ohne daß der Diener der Kirche den 10ten Theil davon wegnahm; ja nicht genug, am Ende durfte keine Kuh kalben, kein Schwein jungmachen, kein Huhn ausbrüten, ohne daß der 10te Theil von den Jungen an den Diener der Kirche abgeliefert werden mußte. Diese Lehtern nannte man den Blutzehnten, weil er von allen lebendigen Thieren, die im Hause gehalten werden, gegeben werden mußte. Mit diesem Blutzehnten hat sich nun einmal folgende Geschichte zugetragen.

Es war einstmals ein geistlicher Herr in einem Bauerndorfe, der hatte auch den Zehnten und zwar auch den Blutzehnten, also daß er von den Früchten des Feldes und von allen lebendigen Kreaturen den 10ten Theil einfordern ließ von den Bürgern des Dorfes. Auf diesen Zehnten war nun der Herr Pfarrer so veressen, daß er nicht nur den ganzen Sommer draußen war und das Feld hütete, sondern schenirte sich auch gar nicht, und visirtirte den Leuten die Häuser, ob nichts Junges unverzehntet geblieben sei, also daß er manchmal da, wo er nicht traute, in den Hühnerställen selbst nachsah und die Bruthennen zählte. So hatte dieser geistliche Herr einen Sinn. Nun war in demselbigen Dorfe aber auch ein Bauerlein, schlecht und recht, der hatte einen ganz andern Sinn. Der hielt es mit den Leuten vor Karls des Großen Zeiten und dachte auch

in seinem Herzen, wozu das Zehnten geben, es wäre doch besser, man behielte ihn selbst, selber essen macht fett und was dergleichen Gedanken mehr sind. Auf diese Art war also der Bauer ganz andern Sinnes als der Herr Pfarrer und es war daher nicht zu verwundern, daß die Zwei häufig mit einander in Zehntstreitigkeiten geriethen, in welchen der Bauer aber immer den Kürzern zog, denn der Herr Pfarrer hatte die weltliche Macht auf seiner Seite. Nun begab es sich eines Tags, daß des Bauers seine große weiße Seidehasin ein ganzes Nest voll junger Seidehasen warf. Natürlich fiel es dem guten Mann nicht im Schlafe ein, diese Geburt dem Herrn Pfarrer anzuzeigen, denn er dachte, wenn er auch vom Rindvieh, von Schweinen, Schafen, Hühnern und Gänzen den Blutzehnten zieht, so soll er doch wenigstens die Seidehasen ungeschoren lassen. Allein der gute Mann hatte sich verrechnet. Der Herr Pfarrer bekam, man weiß nicht durch wen, Wind von den jungen Seidehasen und eilte alsobald sich selbst von deren Dasein zu überzeugen. Urpöblich stand er eines Tages in des Bauern Stalle und hatte seine einzige Freude an den schönen jungen Thierchen, die schon allein fressen konnten. Nun machte er dem Bauern einen Vorhalt, warum er die jungen Seidehasen verheimlicht, es sei nicht recht den Seelsorger zu hintergehen und so weiter. Darauf sprach der Bauer, wenn er auch von allem Andern Zehnten gebe, so gebe er doch keinen von den Seidehasen; die Pfarrer sollen nicht in anderer Leute Ställen herumstöbern, es wäre gescheiter, wenn sie daheim blieben und ihre Predigten studirten, als den Seidehasen nachzulaufen, und auch — und so weiter. Kurz und gut, der Bauer wollte keinen Blutzehnten geben, und der Pfarrer wollte ihn nicht dahinten lassen; er dürfe dem Dienst nichts vergeben, sagte er, und meinte damit seine Besoldung. Die Sache kam vor Amt und das Amt gab dem Pfarrer Recht, denn die Seidehasen gehören zu den Thieren, die man im Hause habe. Nun konnte der Bauer nichts gescheiteres thun, als dem Pfarrer mit seinen Seidehasen zu Willen zu leben, aber in seinem Innern dachte er doch, „wart' Pfaff, dich krieg ich!“ Er sann hin und her, was er dem Pfarrer für einen Schabernack spielen sollte und verfiel endlich auf einen Plan, den er auch alsobald ausführte.

Es mochte ungefähr ein Vierteljahr nach dieser Seidehasenzehnt-Geschichte vergangen sein, als eines Tags das Bäuerlein mit seinem

Wagen in dem Pfarrhose anfuhr. Der Pfarrer war gerade über Feld und so guckte denn die Frau Pfarrerin allein zum Fenster hinaus und fragte ganz neugierig, als sie den Wagen sah, der noch dazu mit großen Grastüchern wohl bedeckt war, „was bringt denn der Michel da auf seinem Wagen?“ „Ach! antwortete dieser, ich hab wollen nur dem Herrn Pfarrer wieder Blutzehnten bringen, denn ich sehe schon, es nützt doch nichts, wenn man auch nicht will.“

Da erhellte sich das Antlitz der Frau Pfarrerin bei diesen Worten, und freundlich schmunzelnd sprach sie: „So das ist schön vom Michel, daß er sich befehrt hat, aber nun wollen wir doch gleich sehen, was er bringt.“ So sprach sie und trat an den Wagen, knüpfte die Grastücher auf und fing an dieselbigen wegzuziehen. Aber kaum hatte sie das Tuch ein wenig gelüftet, da raschelte, zischelte es ihr entgegen, und husch rauschte es an ihr hinauf, sprang um sie herum bis ins Haus hinein, in die Ställe hinein, also daß die Frau Pfarrerin fast in Ohnmacht sank. Der schelmische Michel hatte nämlich seit einem Vierteljahr alle Ratten im ganzen Hause zusammengefangen und aufbewahrt, bis er einen Wagen voll hatte und ihn ins Pfarrhaus fahren konnte.

„So, sprach er, als die ganze Bescherung im Hofe herumsprang, das ist wieder Blutzehnten von Thieren, die ich im Hause gehabt habe. Empfeh' mich ganz gehorsamst, Frau Pfarrerin, und grüßet Sie auch den Herr Pfarrer schön von mir, wenn er heim kommt.“ Sprach, fehrt seinen Wagen um und fuhr nach Hause.

Eine kleine Dorfgeschichte.

Kamen einmal einige Studenten in ein Birthehaus auf dem Dorfe. Allda befand sich einer jener Scharozer, wie sie überall anzutreffen sind und sich um ein paar Schoppen Wein zu Allem hergeben. Der Scharozer hätte gar zu gerne auch Etwas von den Studenten abgetriegt und wußte doch nicht wie er es angreifen sollte. Endlich trat er zu ihnen hin und redete den einen an: „Herr Baron, wenn Sie es erlauben, so stehe ich zu Ihren Diensten, wenn Sie etwas wünschen.“ Der Student ließ, um den Scharozer los zu werden, einen Schoppen einschenken. Als der Schoppen getrunken war, kam der liebe Mann wieder, und diesmal sprach er zu demselben Student wieder, „Herr Graf, wenn Sie etwas verlangen, so bin ich zu Ihren Diensten.“ Abermals ein Schoppen.

Als der getrunken war, kam der Herr noch ein-
mal und sprach: „Herr Fürst, wenn Sie et-
was befehlen, so bin ich da.“ Dieß war nun
aber doch dem Studenten zu toll, nicht wegen
der Schoppen, aber wegen der Gemeinheit des
Mannes, der sich so erniedrigte, daß er um
einiger Schoppen Wein willen einen Fremden,
den er nicht kannte, zu einem Baron machte,
und ihn in Zeit von einer halben Stunde zum
Fürsten vorrücken ließ. Wären noch ein paar
Schoppen bezahlt worden, so wäre der Stu-
dent noch zum König, Kaiser, am Ende gar
noch zum Herrgott gemacht worden.

Siehst du, geneigter Leser, was für gemeine
Schlingel es noch hie und da unter unserm
Volke gibt.

An den geneigten Leser.

Obiges ist die letzte Erzählung in diesem
Jahrgang und damit macht der Hausfreund
für dießmal Feyerabend und nimmt herzlichen
Abschied vom Leser.

Freuen wird es ihn, wenn der geneigte
Leser auch dieses Jahr wieder sich Kurzweil,
Unterhaltung und Belehrung aus dem Haus-
freund verschafft. Freilich ist nicht Alles so
ausgefallen, wie es mancher Leser wünschen
wird, allein wer es besser wünscht, der bedenke,
daß man nicht Jedermann recht thun kann.
Die Einen wollen lauter Unterhaltungs-
Geschichten, die Andern Belehrung über verschie-
dene Angelegenheiten, die ihnen wichtig sind,
deshalb muß der Hausfreund auf zwei Achseln
Wasser tragen, obschon er sonst kein Freund
davon ist, und vermischte Geschichten schreiben.
Wenn übrigens doch noch Manches nicht so
ist, wie es sein soll, so bedenke der geneigte
Leser, daß der Hausfreund nicht schreiben darf,
wie es ihm um's Herz ist, warum? das wird
er ihm ein andermal erzählen.

Für jetzt wiederholt der Hausfreund einen
Wunsch, den er schon im letzten Jahrgang aus-
gesprochen hat. Sollte dem geneigten Leser
etwas passiren, oder er etwas in Erfahrung
bringen, was er für tauglich in den Kalender
erachtet, so setze er sich doch hin und schreibe
es auf wie ihm der Schnabel gewachsen ist
und schicke es dem Hausfreund zu, mit der
Adresse: „an Hrn. J. M. Flammer, Buch-
händler in Pforzheim.“ Zu verküpfeln braucht
sich der geneigte Leser oder vielmehr Schreiber
nicht, der Hausfreund wird's schon zurechtma-
chen mit allerlei Zuthaten und Weglassungen,
was nicht dazu gehört, wie er es mit der Ge-

meinderaths Wahl im dießjährigen Jahrgang
gemacht hat.

Damit Gott befohlen, auf ein glückliches
Wiederssehen bis ander Jahr.

Zur Beachtung.

Da muß der Hausfreund den geneigten Leser
doch auch noch auf etwas aufmerksam machen.
Es ist nämlich vor Kurzem eine Schrift er-
schienen, die, wenn der geneigte Leser sie liest,
für jeden Landmann von ungemeinem Werthe
ist. Der Titel lautet:

Populäre Düngerlehre

oder
faßliche Beschreibung
aller

Düngerstoffe, einer zweckmäßigen Anlage der
Miststätten, der Behandlung und Verwendung
des Düngers und der Beförderung und Erhal-
tung der Reinlichkeit in den Straßen
und Gassen der Dörfer,

von

J. M. Schlipf,

Oberlehrer an der königl. würtemb. Ackerbauschule in
Hohenheim, und Verfasser zweier landwirthschaftlichen
Preißschriften.

Darin findet nun der Leser eine genaue
Beschreibung aller nützlichen Arten von Dün-
ger, woraus sie bestehen, was für Bestandtheile
sie haben, für welchen Boden dieser oder jener
Dünger am besten paßt, wie die Düngstätten
am zweckmäßigsten angelegt und wie die Dün-
ger am besten erzeugt und wie sie am zweckmäßig-
sten verwendet werden.

Das Büchlein ist von einem der Landwirthschaft
kundigen Mann geschrieben, den der Hausfreund
wohl kennt, und es muß wohl gut sein, denn
der Verfasser hat schon mehrere derartige Bü-
cher geschrieben und Preise dafür erhalten. —
Dabei enthält das Büchlein 14 Holzschnitte
(Bilder), wodurch dem Leser das, was er etwa
nicht versteht, veranschaulicht wird.

Das Beste daran aber ist, daß es nur 24 kr.
kostet, also nicht mehr als 4 Schoppen Sechser.

Zu haben ist das Schriftchen in jeder Buch-
handlung, besonders aber bei dem Verleger des
Hausfreundes J. M. Flammer in Pforzheim.

Wenn also der eine oder der andere Leser
es sich kaufen will, so darf er nur den ange-
führten Titel abschreiben, damit in die nächste
beste Buchhandlung gehen, oder 24 kr. an den
Verleger des Hausfreundes J. M. Flammer
in Pforzheim franco schicken, wofür er das
Büchlein erhält.